This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DQ
381
B33
v. 1
1850

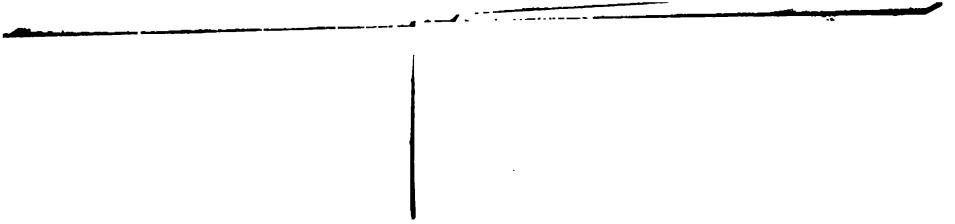
sler Taschenbuch

auf das Jahr 1850.

Herausgegeben

von

Dr. W. Theod. Streuber.



Basler Taschenbuch

auf

das Jahr 1850.

Herausgegeben

von

Dr. Wilh. Theod. Streuber,

Mitglied der historischen Gesellschaft zu Basel, der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz und der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig.

Erster Jahrgang.

Basel,

Druck und Verlag der Schweighauser'schen Buchhandlung.

1850.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
AUG 14 1974

Vorwort.

Es war im Frühling dieses Jahres, als die Verlagshandlung dieses Taschenbuchs dem Herausgeber den Antrag stellte, die Redaktion eines Basler Almanachs zu übernehmen, welcher, in zeitgemäßer Form und Gestalt und dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechend, für unsere Zeit das leisten sollte, was in den Jahren 1826—31 die ebenfalls in ihrem Verlag erschienene Rauracis von Markus Lutz geleistet hatte. Ich zögerte nicht in den Antrag einzugehen und der Verlagshandlung meine thätige Mitwirkung bei dem Unternehmen zu versprechen, in der Hoffnung, von Freunden und Bekannten treulich unterstützt zu werden. Und hierin habe ich mich nicht getäuscht; denn es sind mir sowohl für diesen ersten Jahrgang treffliche Aufsätze eingehändigt, als auch für spätere Jahrgänge Arbeiten versprochen worden, welche den vorliegenden gewiß nicht nachstehen werden.

Basel zunächst wird der Mittelpunkt sein, um den sich der Inhalt dieses Taschenbuchs dreht, und zwar sowohl die Stadt als das Land, die, wenn auch politisch gegenwärtig getrennt, geschichtlich doch zusammen gehören. Basel ist eine Stadt, die sich rühmen kann, eine Geschichte zu haben. Diese Geschichte ist eigenthümlich und lehrreich; nur muß sie nicht für sich allein, in den engen Gränzen städtischer Gemarkung, sondern im Zusammenhang mit den Welt- und Zeitereignissen betrachtet werden. So erst erhält sie das rechte Licht und wird fruchtbringend.

Die Erforschung der Basler Geschichte hat seit den Arbeiten von Ochs und Lutz bedeutende Fortschritte gemacht. Die meiste Anregung dazu verdankt man der historischen Gesellschaft von Basel. Drei Bände „Beiträge zur vaterländischen Geschichte", zu denen bald ein vierter hinzukommen soll, liefern einen erfreulichen Beweis hiefür. Das gegenwärtige Taschenbuch tritt durchaus in keine Concurrenz mit den streng historischen Schriften dieser Gesellschaft. Es verfolgt einen allgemeinern Zweck. Es will zwar nicht ungründlich sein, auch wo möglich Neues zu bieten trachten, aber doch mehr anziehende Schilderungen, Biographien, kürzere der Aufbewahrung würdige Mittheilungen, Curiositäten ꝛc. zu geben suchen, und demnach, als *jedem* Gebildeten zugänglich, auf einen größern Leserkreis

berechnet sein. Es wird das ganze Gebiet der Geschichte Basels umfassen, von frühester Zeit an bis auf die Gegenwart. Das Taschenbuch will namentlich interessanten geschichtlichen Notizen, die, wenn sie in Zeitblätter niedergelegt werden, für den Geschichtsfreund verloren sind, zum Sammelplatze dienen. Endlich wird das Taschenbuch, wiewohl es sich vorzüglich an die Wahrheit und hauptsächlich an die geschichtliche Wahrheit hält, auch die Dichtung nicht ausschließen, insofern diese mit Beziehung auf Basel in geschichtlichem Gewande als Sage, Novelle, Erzählung, Ballade oder Romanze erscheint.

So viel über den Zweck des Taschenbuchs. Es sei mir erlaubt, noch ein Wort über die Aufsätze beizufügen, welche den gegenwärtigen ersten Jahrgang bilden. Der Bilderſturm ist ein Gegenstand, welcher nicht nur für den Freund der Kirchengeschichte und für den Historiker im Allgemeinen, sondern auch für den Kunstfreund von hohem Interesse ist. In Beziehung auf Basel, für dessen Kunstsammlungen sich eben erst ein neues großartiges Gebäude aufgethan hat, ist die getreue Darstellung eines bisher noch ungedruckten Chronisten von großer Wichtigkeit. Dann hat der Verfasser dadurch, daß er die Bilderstürme in der Schweiz überhaupt in den Bereich seiner Untersuchung zog, seiner Arbeit auch eine weitere Bedeutung zu geben

gewußt. Eng an den ersten Aufsatz schließt sich der Zeit nach der zweite. Unsere Stadt trägt noch so manche Spuren von dem Aufenthalt und dem Wirken eines so großen Mannes, wie Erasmus, daß es mir wohl der Mühe werth schien, Alles was hierauf Bezug hat, zusammen zu stellen und zu erläutern. Auch Dr. Felix Plater ist unter uns kein Neuling mehr, seitdem dessen Selbstbiographie im Druck erschienen ist. Die Mittheilungen aus seinem Privatleben, in dem sich uns der gelehrte Mann und erfahrene Arzt von seiner humoristischen und gemüthlichen Seite offenbart, sind einem Manuscript entnommen, welches durch Erbschaft in den Besitz des Bearbeiters gelangt ist. Auch er gehört übrigens größern Theils, wie die Personen und Ereignisse der beiden vorhergehenden Aufsätze, dem 16ten Jahrhundert an. In frühere Jahrhunderte versetzt uns dagegen die Erzählung über die Stiftung des Klosters Schönthal. Der Verfasser hat dieselbe tiefsinnig und in gewählter Sprache ausgeführt. Gewiß wird er Vielen, die zur Sommerszeit die wenigen Ueberreste des alten Klosters auf den Höhen des Jurage-birgs betrachtet haben, ein willkommener Ausleger sein. Auch die Miscellen zur Basler Geschichte, so verschiedenartige Gegenstände sie betreffen, wird man hoffentlich nicht ohne Interesse finden.

Jedes Buch muß sich durch sich selbst empfehlen, und es würde sich für mich als Herausgeber nicht schicken, wenn ich Mehreres zur Empfehlung des Taschenbuchs beifügen wollte. Nur so viel sei noch bemerkt, daß von der Theilnahme, die das Publikum, zunächst dasjenige Basels, dem Unternehmen schenkt, wesentlich dessen Fortgang abhängt. Uebrigens darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß dasselbe, wenn auch durch nichts Anderes, so doch durch die Billigkeit des Preises sich auszeichnet, und daß die Verlagshandlung das Mögliche thut, um auch die äußere Ausstattung anständig zu machen. Bereits ist diesem ersten Jahrgang eine Lithographie, den Bildersturm zu Basel in freier Auffassung, aber doch mit gehöriger Berücksichtigung der historischen Momente darstellend, beigegeben, nach einer Zeichnung des talentvollen Malers Constantin Guise gefertigt, welche auf der schweizerischen Kunstausstellung vom Jahr 1848 zu sehen war. Die Verlagshandlung verspricht, auch künftige Jahrgänge mit passenden Lithographien auszuschmücken.

Die wohlwollenden Beurtheilungen, welche meinen bisherigen historischen Arbeiten von Männern vom Fach in öffentlichen deutschen Zeitschriften zu Theil geworden, und die Anerkennung, die ich ohne mein Zuthun für meine geringen Leistungen auf dem Gebiete der Geschichte durch

die Aufnahme in einen so angesehenen Verein wie die historisch-theologische Gesellschaft zu Leipzig unlängst erfahren, geben mir einige Hoffnung, daß dieses Taschenbuch auch in weitern Kreisen, in der Schweiz und in Deutschland, freundliche Aufnahme finden möchte. Denn der Inhalt desselben, wenn auch vorzugsweise auf Basel berechnet, ist kein so beschränkter, daß er anderwärts nicht interessiren dürfte. Sollte es mir gelingen, in unserer Alles verflachenden und zersetzenden Zeit Einiges zur Hebung des Sinnes für das Gute und Schöne, für das Kräftige und Biedere vergangener Jahrhunderte beizutragen, und dadurch für die Gegenwart in Manchem richtigere Ansichten und edlere Bestrebungen herbeizuführen, dann wird mein höchster Zweck erreicht sein.

Basel, den 1. December 1849.

Dr. W. Th. Streuber.

Der Bilderſturm in der Schweiz

und in

Baſel insbeſondere.

Von

Prof. Friedrich Fiſcher.

Der Bilderſturm in der Schweiz und in Baſel insbeſondere.

Die Bilderſtürme, welche im Gefolge der Reformation ausbrachen und Werthvolleres zerſtörten als die Ikonoklaſten des achten und neunten Jahrhunderts in der bizantiniſchen Kirche, gehören vorzugsweiſe neben den Wiedertäufern der reformirten Kirche an und haben hauptſächlich reformirte Länder heimgeſucht: die Schweiz, die Niederlande, Schottland. Dagegen hat die proteſtantiſche Kirche in ihrem eigentlichen Mutterlande, in Sachſen und Thüringen, und ſo auch in Franken, nur die anſtößigeren Bilder, namentlich die hölzernen Figuren entfernt, die werthvolleren dagegen, Sculpturen und Tafeln, beſonders wenn ſie Gegenſtände der allgemeinen chriſtlichen Verehrung darſtellten, gelaſſen, höchſtens der unverſtändigen Verehrung etwas aus den Augen gerückt. So kommt es, daß die proteſtantiſche Kirche, obgleich kunſtärmeren Ländern angehörig, von Schätzen der altdeutſchen Kunſt mehr in die jetzige Zeit herüber gerettet hat, als ſelbſt die katholiſche Kirche, in welcher der ſchlechte Geſchmack des vorigen Jahr-

hunderts, in welchem Kirchen und Klöster umgebaut wurden, ungleich mehr alte Kunstwerke zernichtet hat, als alle Bilderstürme zusammen. Dieses verschiedene Verhalten der beiden protestantischen Kirchen zu den Kirchenbildern ist charakteristisch und liegt in ihrem verschiedenen Geiste tief begründet. Die reformirte Kirche war ungleich verständiger, denkender, in Zwingli sogar rationalistischer als die gläubigere protestantische, ärgerte sich daher desto mehr über den Unfug und Aberglauben der Bilderverehrung; sie verwandelte in ihrem ganz auf den Gedanken, die Betrachtung gerichteten Sinne den Gottesdienst in bloße Confession und Belehrung, während die protestantische dem aufs Gefühl wirkenden Cultus immer noch einen, wenn auch untergeordneten, Raum ließ, und daher z. B. den Hochaltar mit seinen Tafeln und Bildern beibehielt, ja mit neuen Tafeln schmückte, überhaupt beide zum Schmuck des Chors, wie zur Erhebung des Cultus wohl brauchen konnte. Hiezu kommt, daß in der reformirten Kirche, vermöge ihres republikanischen Ursprungs, wie der politischen Verhältnisse, unter denen sie sich ihre Existenz meist gewaltsam erringen mußte, ein ungleich demokratischerer Geist wehte, als in der von Fürsten gegründeten protestantischen. Die Bilderstürme aber sind meist von demokratischen Bewegungen, welche die Einführung der Reformation gegen widerstrebende Regierungen zum Zwecke hatten, ausgegangen, oder von Obrigkeiten aus Nachgiebigkeit *und Klugheit, um* solchen zuvorzukommen, angeordnet worden.

Wie die Bilderstürme der Reformationszeit der reformirten Kirche angehören, so sind sie auch von dem Muttersitze derselben, der Schweiz, ausgegangen und insbesondere hat Zürich die Auszeichnung, auch hier an der Spitze zu stehen. Die Wegschaffung der Bilder erfolgte übrigens in Zürich in geordneter, von der Obrigkeit geleiteter Weise, aber nichts desto weniger gründlich zernichtend, so daß im ganzen Züricher gebiet kaum 6 oder 8 Kirchenbilder übrig geblieben sind. Züricher Bürgermeister und Rath gaben, indem sie die Wegschaffung der Bilder anordneten, nur der allgemeinen Volksbewegung nach, welche unfehlbar in einen Bildersturm ausgebrochen wäre, thaten es übrigens ohne Widerstreben, da sie selbst die allgemeine Stimmung theilten. Symptome eines drohenden Bilderstürms waren bereits vorausgegangen. Ein im Stillen vorgekommenes kennen wir aus Thomas Platers von Hrn. Dr. Fechter herausgegebenem Leben, doch hätte es diesem damals, wie er sagt, noch den Kopf gekostet, wenns herausgekommen wäre, daß er den Ofen der Schule zum Fraumünster mit einem Johannes, den er aus dieser vom Altar geholt, geheizt, daher er das Ofenthürlein vor der Frau des Myconius verschloß und diesem erst mehrere Jahre nachher in Basel den Streich gestund. Dagegen wars ein offener Ausbruch von Bilderstürmerei, welcher die obrigkeitliche Wegschaffung der Kirchenbilder in Zürich veranlaßte. An dessen Spitze stand der ehrsame Schuhmachermeister Claus Hottinger, ein „wohlbeläsener" Mann wie Bullinger sagt.

Dieser war so voll Ingrimm gegen die Götzen, daß er mehr als einmal äußerte, er wollte sichs ein Paar Saum Wein kosten lassen, wenn er die Götzen von den Altären reißen und zerschlagen dürfte. Ein klein Büchlein in Tütsch ausgegangen „die Götzen umkerend" brachte endlich gegen Michaelis 1523 seinen Eifer zum Ausbruch und er zog mit einer Anzahl „yfriger" Bürger aus der Stadt nach Stadelhofen uff Dorf, um ein daselbst stehendes groß und schön geschnizt Crucifix umzuwerfen und zu zertrümmern. Der Unglückliche mußte seinen Eifer schwer büßen; denn nachdem er in Zürich mit seinen Gesellen 6 Wochen im Thurme gesessen, wurde er als der „Fürnemm im Spyl" für 2 Jahre aus Stadt und Landschaft verbannt, gieng nach Baden, konnte das Eifern gegen Meß und Bilder nicht lassen, wurde vom Landvogt Fleckenstein gegriffen, nach Luzern abgeliefert und dort enthauptet als der erste reformirte Märtyrer, standhaft bis zum Ende. Die Bestrafung und Einthürmung der Bilderstürmer machte Rumor in Zürich und die Prädikanten nahmen sich, wenn auch ihr gewaltsames Verfahren tadelnd, derselben so kräftig auf der Kanzel an, daß Bürgerm. und Rath eine Disputation über Bilder und Meß auf den 26. October veranstalteten, deren Resultat die Freilassung der Gefangenen und von Seiten des Bürgermeister Röyst die Aeußerung war „ein ehrsamer Radt wurde der Sach wol thun, wenn sy zum end gebracht." Indessen gieng es noch bis zu Pfingsten 1524, da erfolgte nach einem von Zwingli im Namen

der Geistlichkeit abgefaßten Rathschlag die obrigkeitliche Wegschaffung der Bilder aus den Kirchen in folgender Weise. Unterm 15. Juni 1524 ergieng von einem ehrsamen Rath der Stadt Zürich an die Vögte auf dem Lande die Weisung: „die Bilder und Götzen, an allen Orten, wo sie geehrt werden, hin weg zu thun.“ „Und wie wohl, heißt es in diesem Erlaß (Bullinger I. 174) wir zu sömlichem nieman nödtend, yedoch so ist unser meinung: ob ein gemeine kilchhory Bilder und Tafeln in gemeinen kosten gemacht, daß sy die, wo es dem meeren teyl gefallt, mit einandren dannen Thun mögend, also doch das das Meer vorgan soll. Ob yemand in seinem eigenen kosten Bilder gemacht, der mag sie für sich selbs zu Handen nemmen.“ Auf dieses gepott, sagt Bullinger, hat sich die Sach fast wol geschickt; denn meer Theils der Kilchhörinnen warend willig und verbrannten merteyls frütig den Götzenflüch miteinanderen. In Zürich selbst hatten von Anfang dieses Götzenkrieges an, sagt Bullinger, etliche angehoben, uß den kilchen die bilder zu reißen, biß ein radt erkannte, es sollte nieman keine bilder uß den kylchen thun, sy werind denn sin. Und schon durch das mittel kamen der götzen vil uß den kylchen. Am 20. Juni aber wurdent geordnet die 3 lütpriester, Zwingli, Engelhart und Leo und zu inen 2 Man von der Constafel, auch von yeder zunft 1, all des radts, und zu disen der Buw- und Werchmeister der Statt, mit Schmiden, Schlossern, Steinmetzen, Zimmerlythen und Bölknächten. Die sind in die kylchen

gangen, habend die nach inen zu beschlossen und alle bilder, nitt one Arbeit, hinweg gethan. Die mitt der zyt alle zerbrochen verbrennt und zu nütz gemacht sind. Von zu Grunde gegangenen Kunstwerken werden nur 2 genannt: ein St. Vit mit dem Haaffen, darin er saß, von Felix Wyß gestiftet, der ungeachtet er ein Liebhaber von Bildern war, seines Vits nur spottete, daß er nüt gezeichnet als man enteeret, und eine insbesonders schöne kostliche Taafel in der wasserkylchen, welche mit anderem kostlichen Werk der Malerei und Bildschnitzerei und anderem kostlichem und schönem Werk zerschlagen worden. Das die aberglöubigen übel beduret, die rächt glöubigen aber für ein großen gottdienst hieltend. — Die wenigen Bilder, welche in Zürich der Zerstörung entgangen sind, stehen jetzt meist in der Stadtbibliothek gesammelt und sind in dem Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft von 1843 beschrieben. Sie gehören, eine Krönung der Maria von M. Schön abgerechnet, alle einem Künstler an, der in M. Schönscher Weise gearbeitet hat und sich durch abgebrochene Blümchen am Boden zu bezeichnen pflegte; von dem auch hier mehrere Bilder sind. Das Neujahrsblatt vermuthet, nach einem eben daselbst von seiner Hand befindlichen mit H. S., dem Wappen der Schneeberger und 1501 bezeichneten Portrait, daß er Hans Schneeberger geheißen haben möge.

Ebenso geordnet, aber wo möglich noch zerstörender verlief sich der Bildersturm in Bern; denn es ist von den vielen Kunstschätzen, welche namentlich im Vincenzenmünster

aufgehäuft waren, auch gar nichts übrig geblieben. Es befanden sich daselbst köstliche burgundische Tapeten, welche jährlich an Ostern gebraucht wurden. Desgleichen ein roth seidenes Voraltartuch, welches 1512 von dem Grabmal Gaston's de Foix im Mailänder Dom genommen worden war, mit Titel, Triumph und Wappen des Helden. Siehe Glutz Schw. Gesch. p. 276, Note. Der Münster hatte nicht weniger als 25 Altäre, welche ohne Zweifel ebenso mit Bildern bedeckt waren, wie die Capelle des Probsts Armbruster, welche in- und auswendig voller Götzen war und 6000 Kronen gekostet hatte. Der Großvater von N. Manuel, Dr. Thüring Frikart, hatte 1505 den Altar der h. Catharina mit geschnitzten und gemalten Bildern — messelesenden Todten — ausstatten lassen. Unmittelbar nach Beendigung der bekannten Disputation beschloß der kleine und große Rath der Stadt Bern am 7. Februar 1528 die Abschaffung der Messe und der Bilder. Schon während des Gesprächs war ein den Schustern zugehöriger Altar in der Franziskanerkirche von diesen niedergerissen worden. Mit Ungestüm wurde von Andern dieses Beispiel nachgeahmt. Am Abend des letzten Vinzenzenfestes spielte der Organist noch die Melodie „Ach armer Judas, was hast du gethan" und verließ dann mit Schmerz die Orgel, welche sofort zerschlagen wurde. Indessen fehlte es auch in Bern nicht an Bilderverehrern, welche die Verödung der Kirchen tief empfanden. Bitzius Weißhahn meinte, der Münster tauge jetzt am besten zu einem Stall für Oberländer Pferde und Hans

Zehnder ritt einen Esel hinein. Von Nic. Manuel, der doch selbst noch Todtentänze und geistliche Tafeln gemalt hatte, ist zu verwundern, wie wenig ihn die Zertrümmerung der Kunstwerke schmerzte, so daß er der Götzen nur spottete. Er selbst war durch die Reformation künstlerisch zernichtet und malte blos noch Portraite und classische Dinge, die er mit seiner Naivität in Schnurren verwandelte.

Ungleich mehreres als an beiden Orten ist in St. Gallen am 23. und 24. Februar 1529 zu Grunde gegangen und zugleich Werthvolleres und historisch Wichtigeres. Der Münster, der an diesen Tagen geplündert und aus dem allein 46 Wägen voll Götzen und Tafeln wegführt und auf dem Brühl verbrannt wurden, war in den Jahren 1314—35 von Abt Heinrich II, freilich zur armseligsten Zeit des Klosters, erbaut worden, nachdem der frühere von Abt Gotspert 830—35 aufgeführte Bau mit dem Kloster und der Stadt 1314 abgebrannt war und zwar so vollständig, daß selbst die Mauern der Münsterkirche, welche man blos überdachte, nachher zum Theil vollends einstürzten. Gotspert hatte Münster und Kloster statt der Zelle des h. Gallus durch seine Mönche erbauen lassen, wovon Winidhar Baumeister, Ratger Steinmetz, Amalger Goldarbeiter, Isenrich Holzarbeiter waren. 937 brannte zwar das Kloster aus, durch einen bösen Buben, der sich für eine Züchtigung rächte, angezündet, die Schätze wurden jedoch gerettet und wie es scheint auch die Münsterkirche. Denn um 984 wird in den Casibus von Abt Immo gesagt: Templum,

quod Gallo Gotspertus struxerat almo, Hoc Abbas Immo picturis compsit et auro. Namentlich wird eine goldne Tafel gerühmt, welche Immo selbst verfertigte; so auch goldgestickte Tapeten und Meßgewänder. Die Stickereien stellten heilige Gegenstände z. B. die Himmelfahrt Christi dar. Aber auch mythologische Dinge, z. B. die Hochzeit Merkurs mit der Philologie, einen Adler ꝛc. S. Burckhardt Cas. I. Schon der Abt Hartmut hatte 851 — 83 den Gotspertischen Tempel mit verschiedenen Zierden geschmückt, namentlich das Grab des h. Gallus mit den übrigen Altären fast neu bauen lassen. Noch freigebiger war Abt Salomo 889 — 920, welcher die Wände des Schiffs, des Chors und Chorumgangs mit vergoldeten Gemälden schmückte, einen prächtigen Sarcophag des h. Pelagius mit Gold und Edelsteinen ausgelegt, ein goldenes Crucifix mit Reliefs von Tutilo, einen schön verzierten Altar der h. Jungfrau u. s. f. stiftete, was alles auch Kunstwerth gehabt haben mag, da er Künstler wie Tutilo unter seinen Mönchen hatte. Spätere Aebte fügten Capellen bei, so Abt Ulrich 990 — 96 eine Capelle mit dem Grab Christi, welches mit Gold und Malerien geziert war; desgleichen mit 4 Altären, wovon über dem einen die Himmelfahrt Mariä, über dem andern die Grablegung St. Johannis gemalt war. Auch vollendete er die goldne Altartafel Abt Immos. Wie viel von diesen Schätzen des Gotspertischen Tempels in den Münster Abt Heinrichs II herübergerettet worden, kann ich nicht sagen. Dagegen habe ich von

den Schätzen des letzteren folgendes Wenige gefunden: Nach Keßler war der Münster inwendig an beiden Mauern unter den Fenstern mit großen Kosten und Mühseligkeit bemalt; an einer Seite mit St. Gallus, an der andern mit St. Ottmars Historien, wie die von Waldfrid und Iso, dieses Klosters seiner Zeit gelehrten Mönchen, beschrieben sind. Unter den gemeldeten Historien waren verzeichnet mancherlei Königreiche, Fürsten, Herren, Städte, Länder, Vogteien und Geschlechter, Schild und Helm; welches alles aber sonach in den Reformationstagen verweißnet und verstrichen worden ist.

Der Bilderſturm in St. Gallen gieng vorzugsweise von dem Stadtmagistrate, und an dessen Spitze von dem Bürgermeister und Arzt Joachim von Watt, oder wie er sich nannte Vadianus aus. Schon im Jahr 1524 ließ der Stadtrath, nach v. Arx Geschichte des K. St. G. II, 481, zu nächtlicher Zeit bald dieses bald jenes Bild aus der Stadtkirche zu St. Laurenzen durch die Kirchenpfleger wegnehmen, hielt jedoch damit wieder inne, als es Aufsehen erregte und von den Eidgenossen drohende Schreiben einliefen. Doch wurden 1525 vollends alle Altäre, Bilder und Beichtstühle aus der Kirche weggeschafft. Sofort warfen auch die Tablater und St. Jörger die Altäre und Bilder aus ihren Kirchen, welches damals, sagt v. Arx, ebenso das öffentliche Zeichen der angenommenen Reformation war, wie vor einigen Jahren das Aufpflanzen von Freiheitsbäumen das Zeichen der Revolution. Der indessen eingebrochene wiedertäuferische

Wahnsinn hatte den Fortgang der Reformation einige Jahre sistirt; daher folgen die weiteren Schritte erst 1528 und 29. Am 28. Hornung 1528 erlaubte der Magistrat den Pfarrgenossen zu St. Mang, einer Kirche, die dem Kloster gehörte, alles was mit ihrem Glauben sich nicht mehr vertrüge wegzuschaffen, worauf diese die Altäre umstießen, die Gräber der h. Wiborad und Rachild ausebneten, ihre Gebeine und den Arm des St. Mang, womit die Kirchenpfleger erst noch 1521, um die Engeriche zu vertreiben, nach Uri gezogen waren, in die Erde vergruben, die silbernen Bilder und Gefässe einschmolzen, die Meßkleider verkauften und aus dem Erlöse eine Armenkasse stifteten. Nach diesem befahl der Magistrat alle Kreuze, Grabmäler und Grabsteine ab dem im Klosterbezirke gelegenen Kirchhof wegzunehmen und ließ den dem Geschlechte Gröbel zugehörigen Oelberg, welchen ein auf Säulen ruhendes Gewölbe bedeckte, abbrechen. Nun brach die Reformation auch in den Stiftslanden aus und auch die Gotteshausleute leerten ihre Kirchen, Rorschach voran den 31. November, verjagten ihre katholischen Pfarrer und baten sich vom Rath zu Zürich andere Prediger aus, der ihnen „lauter solche Schwaben zuschickte, welche in Deutschland von ihren Pfründen vertrieben waren.“ „Denn wie vorhin um Pfründen alles nach Rom lief, so liefen jetzt die Schwaben darum nach Zürich.“ Der alte und wassersüchtige Abt Franz hatte sich um Weihnachten 1528 in das Schloß zu Rorschach zurückgezogen; das Capitel dagegen sich durch einen Eid auf

das Evangelienbuch zur Ausdauer bei ihren Gelübden verpflichtet. Drei Tage nach diesem Capitelschlusse aber zogen der Bürgermeister Joachim von Watt, 2 andere Bürgermeister, einige Rathsherren und eine Anzahl Bürger die Stadt hinauf nach der Münsterkirche. In derselben eröffnete der Bürgermeister von Watt den Klostergeistlichen, daß sie gekommen wären, um in der Stille die Bilder, Altäre und Messe wegzuschaffen, damit nicht die Landleute solches zu thun versucht seyn möchten, welches dann ohne ihre und der Stadt große Gefahr nicht abgehen könnte; sie möchten denn, weil diese Gegenstände doch nur Abgöttereien seien, solches gutwillig geschehen lassen. Der Dekan des Stiftes antwortete: Solches könnte von ihnen, ohne mit dem Abt Rücksprache genommen zu haben, nicht gestattet werden. Gefahr vom Landvolke sei nicht vorhanden und werde nur vorgegeben; jedenfalls müsse er, da er mit dem Abte zu conferiren keine Frist erhalte, vorher das Capitel hören. Dieses verwarf die gethane Zumuthung ganz und schlug das Recht vor. Der Vierorten-Hauptmann, ein Züricher, der anwesend war, wollte, weil der Streit das Geistliche betreffe, nicht schützen. Vergebens machte der Dekan zuletzt den Antrag, die Bilder selbst wegschaffen zu wollen. Der Bürgermeister nahm alle Verantwortung auf die Stadt und gab das Zeichen zum Abbrechen. Mit unglaublichem Eifer machten sich nun die während der Unterhandlungen herzugelaufenen Bürger an die Bilder, *warfen selbe um*, stürzten sie herab, zerschlugen und

zerſägten ſie in Stücke, ſo daß nach 2½ Stunden keines mehr aufrecht ſtand. Es war dieß am 23. Hornung 1529. Am folgenden Tage nahmen ſie eben das mit den Altären, mit den künſtlichen Chor- und Beichtſtühlen, mit dem köſtlichen Prieſterſitze vor, luden die hölzernen Trümmer der Bilder auf 46 Wagen und verbrannten ſelbe auf dem Brühl, die ſteinernen aber führten ſie zum Vermauern fort. Keßler maß den Durchſchnitt der Flamme und fand denſelben 43 Schuh breit. Nach dieſem überzogen ſie die Freskogemälde der Kirchenwände, welche die Lebensgeſchichte der h. Gall und Ottmar vorſtellten, mit Kalk, brachen die Mauer, welche den Chor vom Schiff ſonderte, ab, giengen dann auf die Capellen los, verwandelten die des h. Johannes in eine Werkſtätte, die des h. Jakobs in einen Kalkofen, ſchickten die Glocken mit dem übrigen Meſſing nach Lindau und ließen daraus eine große Karthaune Rohraff gießen. Manches vortreffliche Gemälde, ſagt v. Arx, welches auf den Altartafeln ſtand, viele alte Denkmäler, Inſchriften und Kunſtſachen, die Wappen des St. Galliſchen Adels wurden da zernichtet, ohne jedoch etwas näher zu bezeichnen, als das wunderthätig geachtete Marienbild bei dem Gatter.

Unbegreiflicher noch als dieſer Vandalismus iſt, daß Watt im Jahre 1530, als die Stadt das ganze Kloſter ſammt ſeinen Appertinentien käuflich an ſich gebracht hatte, zuſah, wie die Bürger in das Kloſter hineinliefen und daſſelbe plünderten, wobei auch eine Kiſte mit alten pergamentenen Urkunden

wenigſtens 600 an der Zahl geöffnet und die Urkunden herausgeworfen wurden, ſo daß ſie wegnehmen konnte, wer wollte, und die Kinder damit in der Stadt umherliefen, bis endlich der Magiſtrat befahl, ſie aufs Rathhaus zu bringen. Ein Theil wurde von Joach. v. Watt zu Handen genommen, ein anderer kam an Schobinger, ein dritter an Goldaſt.

In Beziehung auf den Basler Bilderſturm erlaube ich mir einen handſchriftlichen Bericht mitzutheilen, welchen ich aus der auf unſrer Bibliothek (unter A. III. 15) befindlichen ſog. Rippelſchen Chronik abgeſchrieben habe. Dieſe Chronik iſt von einem Nic. Rippel im Jahr 1614 aus der Handſchrift eines unbekannten Zeitgenoſſen und Augenzeugen abgeſchrieben, deſſen Namen Rippel ſelbſt nicht wußte, indem er zum Schluſſe ſagt: „Ich hätte oder möchte des gueten allten ehrlichen Manns Namben, ſo hievorſtehendes biß do har alles verzeichnet, wol mögen wiſſen. Nun er ſei geweſen, wer er woll, ſo wird vermerkht, daß er ein fromb, chriſtlich Ehrenmann geweſen.“

Zur Ergänzung werde ich Notizen theils aus Ochs Baslergeſchichte, theils aus einer andern handſchriftlichen Baslerchronik von 1514 — 29, ebenfalls auf unſrer Bibliothek unter H. V. 35 befindlich, einſchalten.

Der Bilderſturm zu Baſel 1528 und 29.

Handſchriftliche Chronik eines Zeitgenoſſen, von Nicl. Rippell, der den Namen des Verfaſſers ſelbſt nicht kannte, 1614 abgeſchrieben, auf der öffentl. Bibliothek *A.* III. 15. Regierende Bürger- und Zunft-Meiſter: 1528 vor Johannis, Adelberg Meier und Lux Zeigler, nach Johannis, Heinrich Meltinger und Jakob Meier.

Uff den Oſtermontag, alß man zallt 1528 jar, wurden die Götzen oder Bilder heimlich zu St. Martin und den Auguſtinern hinwegbrochen durch etlich guet chriſtlich Burger (nach Ochs V. 606 in der Martinskirche am Charfreytag von 5, am Oſtermontag den 13. Apr. zu Auguſtinern von 24 Bürgern). Deß wurden meine herren innen und wurden faſt übel darumb alß ob man eine groſſe Uebelthat het Thon, und ließen 4 Man fahen, waren zünftig bin Spinwettern und guet redlich Burger. Do daß gmein Zunftbrüder innen wurden von Spinnwettern, hielten ſy ein gmein bott uf ihr Zunft und wurden deß einhellig am Mittwuchen für dieſe Gefangene zu bitten, dieweil ſy nütt andres gehandlet hetten, ſo wer doch ſollichs nit wider Gott ſondern ein Geheiß Gottes, der do an viel Ohrten verbütt, ſollich Götzenwerkh zu machen, darumb man in ſollichs nit in arg uſnem-

men. Aber es waß den Pfaffen und Götzendieneren ein groß Uebel, sy hetten mögen lyden, daß mans alle darumb erdrenkht hätte.

Do nun die gemeinen Burger sollich anschlag in bittlich wyß innen wurden und sambleten sich von stund an von allen Zünften uff dem Kornmerkht zusammen by 300 und wollten warten, wann die von Spinnwettren kämen, wollten sy mit inen helfen bitten. Also do sy kommen zogen sy mit In uff daß Richthuß, wurden ihr mehr dann 400 der burgern. Do mag einer wol denkhen, daß min Herren nit kleinen Schreckhen nomen im Rat, do sy all uff das Richthuß zugen und nit wusten, waß doruß werden wolt; es mehret sich auch der Hufen je länger je faster. Also schickhen meine Herren den Zunftmeister (Lux Zeigler) mit sampt anderen Herren herauß an sy in Guethigkeit zu verordnen, waß ihr Beger wer. Daß in bald von den burgern anzeigt war, namblich der 4 Gefangenen halb, wie vor angezeigt ist. Do begerten meine Herren, daß die Gemeind ein Ußschutz macht und dieselben handlen sollen for meinen Herren, die übrigen möchten heimkehren. Aber dieß waß der Gemein nit gelegen, sondern sy wollten by einander bleiben. Allso wart man zu rat, daß sy ußschossen bey 30 ersamer burger, die sollten in pittlicher weiß vor meinen Herren handlen; und leiten sich gemein burger uff der Spinwettren Zunfft, do wollten sy bey einander bleiben, bis in ein antwurt wurd und *die Gefangenen* heruß kämen. Das weret nun von früeh an

biß um die fünfe nach Mittag, dann do wurden viel Artickhel erzelt, die die Gemeind wällt haben nach inhalt des ußgegangenen mandats vormahls beſchehen der predicanten halben, daß die zamen gewießen wurden und ſich vereinparten mit einander einhelliglich zu predigen, deßgleichen nit allſo umb klein Urſach ein jeder Burger gefenglich anzunemen. ſo hetten dieſe auch nüt unchriſtliches gehandlet; dann daß ſo ſy an den Götzen oder Bildnuſſen begangen hetten, wär nüt dann chriſtlich und wol thon gegen Gott, dann ſy ein Grüwell gegen Gott und den Chriſtenmenſchen weren und dergleich Arthicell meh, würt man hernach wol hören.

Allſo bey langem kam der Ußſchutz, bracht die Antwortt von meinen Herren, daß die Gefangenen ohne alle entgeltnuß wurden ußgeloſſen, deßgleichen auch weiter gehandlet wurd, damit die burger ein guet Vernungen hätten. Und ließen auch allſo ein mandat ußgon, wie hienach ſtat.

Mandat von eim ehrſamen Raht der Statt Baſel
der predicanten und kilchen halb.

Dieweil unſer gnedig Herren Burgermeiſter ſampt nüw und allt räten der Statt Baſel hievor uß gueter Erbarer meinung und inſonders umb Frieden und Einigkeit willen erkannt und in alle Zünft ſagen laſſen, das Jedermann des Glaubens frey ſin und, nachdem einem jeden von Gott gnod verliehen, glauben ſolle und dann die Bilder den burgeren und Hinderſeſſen, ſo zu St. Martin, zu St. Lienhart, zu den Auguſtineren, zu den Barfußern und in dem Spital daß gott-

lich Wort verkünden hören, ergerlich irem Glauben und deßhalb zu haben beschwerlich, damit dan obgemelte erkanntnus by würcklichen Krefften beston, — So haben gemeldte unsre gnedig Herren an hüt dato Wyter erkannt und wellen, daß die vorbestimmten St. Martin, St. Lienhart, der Augustiner und Barfüsser kilchen sampt dem Spital durch unsre Herren alß die ordentliche Oberkeit und niemans andren durch unsrer Herren Werkleuth gerumbt, die Bilder dannen thon und solliche kilchen wie vorgenant Unterthonen gebotten zugericht werden, doch sollend der Chor zu St. Lienhart sampt iren Nebencapellen und zu den Barfüssern, wie die jetzt sind, allso geziert blyben, damit die so an beyden Ohrten noch meß habend, an sollichen Ohrten ihr Andacht verbringen mögend und sollen eben diese Chor und Capellen, wann man in diesen kilchen daß Gottes Wort verkündet, damit niemands geergert, nit uff gethon, sondern beschlossen gehalten werden.

Sonst haben unsre Herren weiter erkannt und wellen, daß in allen übrigen kilchen zu beiden Stetten Basell, in denen man noch uff diesen Tag, wie vornacher geprucht, daß Gottes wort verkündet und Meß gehalten, die Bilder und kilchenzierd verbleiben und nit dannen gethon noch niemands geschenkt werden sollen. Dann, wer der oder die sind, so über diese Erkanntniß und Verbot die Bilder und kilchen zierden in anderen kilchen oder die so wie obstaht zu St. Lienhard und der Barfüssern in den Choren und Nebencapel*len vorbehalten*, dannethun oder sich sollicher oder dergleichen

Sachen halb fürhin rottiren, zusammenlauffen oder auffrüerig erzeigen wurden, der oder dieselben wellend unsere Herren hertiglich an Lyb und gut, oder so jemands als frèventlich handlete, sich rottirte oder uffrüerig were, auch an seinem Leben straffen. ꝛc. ꝛc.

Actum Samstags den 15 tag Aprilliß anno 28.

Heinrich Ryhiner, Ratschriber.

Allso uff diß mandat ward die gemeind aber gestillet und wol zufrieden der kilchen halb, so in der Götzen und meßen halb gerumbt wurden, aber der zweyerley Glauben halb, so man jeder Parthey ließ, weret es nit lang, es wart aber viel unwillens zwischen den burgeren. Es wolt ein Partei besser sein dan die andere. Waß daruß entsprang, wirt man nacher wol hören.

Uff Mitwuch vor Wiehnecht 1528 (23 Debr.) kamen zusamen ettlich ehrlich und gut Burger uff der Gartnerhuß bey 200, hielten do einen ratschlag, wie der Sach zu thun wer der zwiespeltigen predigt halb und entwarfen eine Supplication ettlicher Zünften an ein Ehrsamen Rat zu Basel abzustellen daß zwispeltig predigen und die Meß. Alß dieweil sie in solchem ratschlag waren, sambleten sich vil burger zu Inen uff der Gartnerhuß, daß bey 500 burger zusammen kamen, schußen also bey sechs ehrsame Burger uß, dieselben sollten dise Sublication meinen Herren fürbringen. Kamen also für den burgermeister Meltinger. Dieser nahm die Supplication nicht an und schickte den Ausschuß zurück, die

Petenten abzunahnen, die damit indeß fast übel zufrieden waren und sich erst fester zusammen thaten. Do daß die Ueberryn innen wurden, hiellten sy auch zusammen, die uff der Bäbstler und Pfaffen Gatung waren, desgleichen die an der spalen, deren war aber eine kleine Zahl. Also leüten sich meine Herrn mit Ernst in die Sach und nahm der (Alt) burger meister Adelberg Meyer mit sampt dem (neuen) zunfftmeister (Jakob Meier) die Sublication an und begütigten beyde Partheyen durch das Versprechen, meine Herren wurden mit allem Fleiß in der sach handeln. Indessen machten die Evangelischen einen Ehrlichen Ußschutz von der Gmeind bey 30 erlicher, ehrsamer burger, darunter auch gut Edelmener und nambhafftig burger waren, die von wegen der ganzen Gemeind der Sublicatz halb handlen sollten, doch nützet ohn einer Gemeind wissen. So gieng jedermann wieder heimb, doch solt die Sublicatz ohn Verzug vor eim Ehrsamen Rat verlesen und Inen in zweyen Tagen Antwort gegeben werden, oder sy wollten wider zusammen kommen.

Die Sublicatz ward von dem Ehrs. Rat verlesen, aber wenig Achtung druff gleit, sy vermeinten sonst die sach mit schreckhen zu stillen. Dordurch es verzogen ward, bis uff der heiligen Wynachttag. Es trieben aber darzwischen die Bäbstler viel Witzwort und Mutwillens und lieffen zusammen Ueberryn in Harnischt und mit Iren Geweren, deßgleich die an der Spalen. Do daß die Gemeind sach, komen sy auch wider *zusamen, die so* dem Evangely anhengig waren, auff heiligen

Christtag zu necht, auch in ihrem Harniß und Gewer uff der Gartnerhuß, bey 800 wohlgerüster Burger. Vereinten sich do bey einander zu blyben, bis in ein antwort wurt geben uff die Sublication. Bliben also die ganze Nacht beysammen bis morndes am St. Steffenstag umb die neunte stund, sterckhten sich je lenger je fester, daß Ihr viel wurden. Deß sich meine Herren nit klein beengstiget, leydten sich zu beyden Partheyen vast ernstlich in die sach, daß sy die burger wider von einander thätigten, aber es wolt kein theil weichen, daß ander theil wieche dann zum ersten. Die Sendung des bürgermeister Junckher Heinrich Meltinger nach der Gartnerzunft blieb ohne Erfolg. Dagegen brachte bürgermeister Adelberg Meyer mit dem Zunfftmeister Jakob Meyer so viel zu wegen, daß sich die Widerparthey uß ihrem Harniß thät, do theten sich die uff der Gartnerhuß auch von einander, doch daß der Ußschutz in der sach vor meinen Herren für und für handlen sollte. Desgleichen ward denen uff der Widerparthey auch ein Ußschutz erlaubt und der Sublication ein Abschrift, dann sy auch begerten zu subliciren.

Indem nun der Handel sich allso verlieff, kommen die Ehrsamen Bothschaffter von Zürich, Bern, Schaffhusen und Milhusen, desgleichen die von Straßburg in früntlicher Meinung, ob sy möchten helfen guet frid und einigkheit under unß zu pflanzen. Do das die Widerparthey sach uff der Bäbstler syten, do beschickhten sy die von Uri, Schwytz, Underwalden, Zug und Sollothurn, desgleich die von Freyburg

im Uechtland, daß sy in byständig weren, auch die von Lutzern.

Es worden in disem Handel alle Thor beschlossen bis an Spalen und Eschemerthor hie dißeit und überryn auch daß ein Thor und under denen Thoren starkhe Wacht und hut gehalten, deßgleich sonst vast starkhe Wacht in der Statt alle Nacht; dann dießer Handel ließ sich vast ernstlich an, dann es traff an den rot, ein Oberkeit und die ganze pfaffheit mit sampt allen irem Bobst und Zerimonien und kilchenbruch.

Alß man nun umb dißen Handel saß und die sach angriffen ward, erhiesch die Sublikatz der Evangelischen, daß alle die uß dem Rat müssen treten, die den Pfaffen verwandt und anhengig weren. Do stunden ihre so viel uff, daß wenig bliben sitzen. Do daß ersechen ward, do ward gemacht, daß einer mit dem andern solte bliben sitzen und die sach helffen handlen. Do drat aber zum ersten uß Andres Bischoff, der waß meiner Herren Ladenherren einer, stund uff und gab meinen Herren die schlüssel und gab syn burgerrecht uff und reit uß der Statt.

Uff daß wardt kein feyern, es wurden beyder theil Sublication gelesen und ward in diesem Handel ein Mittels erfunden und der Gemeind fürgehalten. Dem ist also.

(Dieß Mittel wurde nach Ochs von einer Commission aus 4 Mitgliedern des Raths und 4 der Gemeinde gefunden.)

Es ließen meine Herren bieten uff allen Zünfften und *Gesellschaften*, daß man von Huß zu Huß, jede Zunfft und

Gesellschaft iren mitbrüdern, sollte bieten und sagen: wer evangelisch oder dem anhengig wer, der sollt mornds am Montag vor der heiligen Drykönigtag früeh zu den Barfüssern kommen. Der andern Parttey ward zu den Predigern botten. Also kamen zu den Barfüssern dar, so dem Evangelium anhengig waren, bey 2000 Manßpersonen von burgern und hindersäßen, aber zu den Predigern waren by 500 Manßpersonen. Nun disen beiden Partteyen hielten meine Herren diß Mittel für: daß nun hinfür einhelliglich sollte geprediget werden, in allen Pfarren und kilchen nüt anderes, dan daß luter klor Wort Gottes news und altes Testaments und wo einer des nit bericht wer, do sollen die Predicanten alle wuchen einmal zusammen gon und einanderen underweisen. Welcher aber daß nit thät, derselbig soll sins predigens still ston. Es sollt auch keiner den andern schellten, schmehen oder lesteren uff den Canzeln, Ketzer oder mit solchen Worten; auch solt man sonst die Messen und kilchenzierden alle lassen bleiben in denen kilchen, do sy bis har gewesen sind. Do daß under der gemeind erhört ward, wolt mans gar nit annemmen, noch dörfen hören sagen, wie wol die frembden Herren auch ir bitt von wegen meiner Herren an die Gemeind leiten, daß sy die Herren in diesem Stuckh solten ehren und dieß mittel annemmen; aber sy woltens nit thun, sonder bey ihrer sublication bleiben. Endlich ließ sich das Volk bewegen ruewig zu seyn und nützet mit gewaltiger hand anzugreifen bis uff den andern Tag, wollten meine Herren weiter

in der sach handlen. Also zog das Volkh wider uff der Gartnerhuß und zum Saffran, uff die Antwort zu warten.

Also ward aber nit gefeyert mit rathen und erfunden sie aber ein mittel, daß sy der Gemeind wollten fürhalten, damit sy beyd Partheyen gestillen möchten. Baten auch die frommen Herren und Eidgenossen von Zürich und Bern, desgleich die von Straßburg und andere, so do hier waren, die gemeind zu bitten sollich Mittel anzunemen. Das nun auch trewlich geschah, dan die frommen Herren die gemein gar früntlich batten uff der Gartnerhuß, daß wir ihnen soviel zu Ehren sollten thun und sollich mittel güetlich annemen.

Das Mittel war folgendes: die Prädicanten werden wiederum angewiesen, nichts als das pur, clar Evangelium zu predigen und sich wöchentlich wenigstens einmal zu versammeln, um sich des Predigens, damit das einmündig beschech, miteinander zu vereinbaren, mit der Bedrohung, daß wer solches nit thun würde, von stund an still ston und fürder nit predigen solle. Hinsichtlich der Meß sollte Sonntag nechst nach Trinitatis d. i. 14 Tag nach Pfingsten eine offene Disputation und gesprech in der Barfüsser kilchen stattfinden, ob sie in heiliger göttlicher Geschrift begründet sey oder nit. Nach diesem Gesprech sollten von stund an alle burger und die so zünftig von Zunft zu Zunft zusammenberuffen und befragt werden, ob man die Meß behalten oder abthun wölle? und waß der Zeit durch ein rat, gemeine *burgerschaft* und Zunftbrüder daß mer würdet, dem solle

nachgekommen und gelebt werden, der mindertheil dagegen ſich dorwider nit ſetzen. Schließlich wurde erkannt, daß fürhin biß zu obgemelter Diſputation nit mer, den täglich ein Ampt in dem Münſter, ein Ampt bey St. Peter und ein Ampt bey St. Joder und ſonſt gar khein weitere Meſſen gehalten werden ſollen, actum Zinſtags den 5. January anno 1529.

Do nun ſollich mittel uff allen Zünften geleſen wardt, gefiel es der Gemeindt baß dann daß vorig und namens durch pit der frembden an und waren wol zufrieden. Doch waß die bäpſtiſch Parthey nit gar wol zufrieden der meſſen halb, ſo in abgangen waren, doch mußten ſy ſich mit den Dreyen lon begnügen und fuhr jedermann wieder heim.

Do nun die Bapſtiſchen predicanten ſollichs hörten und daß mittel mußten annemmen, ſtunden ſy ihres Predigens ſtill, dan ſy wollten nit zu diſen gon, daß ſy underwiſen wurden von Inen des Worts Gottes halb, vermeinten ſy weren beſſer. Weret nun by 14 Tag lang daß im Münſter, noch St. Peter oder St. Joder noch St. Urich geprediget ward. Da beklagt ſich die Gemein gegen ihren Ußſchutz, daß man die Canzel verſech mit gut predicanten. Sollichs ward vom Ußſchutz meinen Herren anzeigt die ſagten zu, ſolches zu verſehen. Alſo den nechſten Sonntag dernoch ſtund der predicant zu St. Peter (Seb. Münſter) wider uff zu predigen, er predigt aber wider uff ſein alte Gattung uff Neid und Haß und allen Unfrieden. Das beſchah nun einmal oder

Drey, hielten auch in allen winkhlen Meß. Diese Uebersehung der falschen predicanten brachte der Ußschutz der Evangelischen für meine Herren mit beger, die zu stroffen, die solche Uebersehung thon hetten. Also stund der burgermeister Meltinger uff und bekennt sich, daß er der were der sollichs übersehen hett des predicanten halb St. Peter, den het er heissen predigen, aber begert ihm solches zu verzeihen, dan solches solt fürbaß nit mer beschechen. Des nun meine Herrn den Ußschutz hießen heimb kheren, man wurd in ein guett Antwurt geben, deren sy aber lang musten warten. Daß verzog sich nun biß uff der herren Faßnacht, da versammelte sich der Ußschutz an der herrenfaßnacht (7. Febr.) uff der Gartnerhuß, und wurde des eins, daß sy die gemeind wellen heimlich beruffen zu den barfüssern und In die sach entdecken, damit die schuld nit uff ihnen leg; und also seit je einer dem Andern, die dan dem Evangelij anhengig waren, daß sy morndes am Montag den 8. Febr. früeh umb die sechste Stund zu den barfüssern solten syn, daß nun beschach, dann es komen aber von burgern zusammen bey 800. Also thet einer von dem Ußschutz (Irmy, Sechser zum Schlüssel) die Red und erzellt dem Volkh, wie die Sach schwer und hel stund, begerten do ein ratt von der ganzen gemeind, wie sy sich weiter gegen meine herren halten sollen. Indem alß man in solcher Red waß, kam ein Ratknecht, so vom Rat dargeschickht ward und hieß den Ußschutz uff daß Richthuß kommen: Meine Herren wollten inen die Antwurt geben.

Aber es waß der gemeind nit gelegen, noch dem Ußschutz auch. In summa die ganze gemeind ward des einhellig und befahlen dem Ußschutz, dieweil so viel gehandlet wer worden wider allen Vertrag und die Canzeln noch leer stunden, weren sy nimmer schuldig bey dem Vertrag zu bleiben, vermerkhten auch wol, wohar ein sollicher Ruckhen käme. Wer nu hinfür ihr meinung und beger, daß hinfür etlich nit me im rat solten sitzen, sondern ußdretten; deßgleichen sollten die falschen predicanten hinweggethan werden. Und waren dieß die nachgenempten, so man uß dem Rat erfordern sollte, namblich ihrer zwölfe: Junckher Heinrich Meltinger, obrister Burgermeister, Junckher Lux Zeigler, obrister Zunfftmeister, Franz Ber, Rathsherr zum Schlüssel, Lux Yseli, Meister zum Saffran, Junckher Egli Offenburg, Junckher Bernhard Meyer von Balderstorff, Rathsherr vom Seuffzen, Andreas Bischoff, Hans Murer vom Bären, Caspar Durnysen von Schneideren, Hans Stolz von Weinleuthen, Hanß Oberriedt Rathsherr zum Saffran, Hanß Schaffner den man nembt von Brunn Meister vom Schlüssel. — Wie wol aber sollichs dem Ußschutz schwer waß und die gemeind vast ermanten, sy solten nit also durch fahren, aber es half nüt me, sondern es must do hindurch. Also zoch der Ußschutz hin uff das Richthuß und blieb die gemeind bey einander uff etlichen Zünfften und am kornmärkht, der Antwort zu warten.

(Es handelte sich nebenbei noch um zwei andere sehr eingreifende Punkte:

1) einen kirchlichen, worein ſich der Rath noch am leichteſten ſchickte: daß alle Kanzeln mit evangeliſchen Predigern verſehen werden ſollten.

2) aber und dieß kam den reformirten Rathsgliedern ebenſo ungelegen als den katholiſchen, war die Gemeinde auf eine höchſt eingreifende politiſche Reform der Verfaſſung verfallen. Sie forderte nemlich, daß kein Sechſer, [deren jede der 15 Zünfte 12, 6 alte und 6 neue, hatte und welche nebſt einigen Mitgliedern der Geſellſchaften jenſeits mit dem alten und neuen Rath zuſammen (180 + 64) den großen Rath = 244 bildeten], noch Meiſter auf den Zünften ſollte anders erwählt werden, als mit der ganzen Gemeinde und daß kein Rath ohne die Sechſer ernannt werden ſolle. „Sie begehrten es, weil ſie aus Erfahrung wiſſen, wie ſo wenige im Rath ſo vieles durchzudrucken vermögen.“ Bishin hatte der Rath ſich ſelbſt ergänzt und die Sechſer gewählt und hielt es auch nachher, nachdem der Sturm vorüber war, bald wieder ſo.)

Alſo kam der Ußſchutz für meine herren, zeigten inen ſollich beger an, des meine Herren nit wol zufrieden waren; denn es mag jeder wol denkhen, wie ſich mancher rumpfen möcht, daß er weichen muſt. Es waß auch meiner herren Meinung zu wiſſen, uß waß Urſach ſy nit dugentlich weren do zu ſitzen; butten Inen und der ganzen Gemein recht. Darauff gab inen der Ußſchutz zur Antwort, daß wer Inen von der Gemeind empfolen, uß waß Urſach wolten ſy Inen *gern anzeigen* einem Jeden, ſo ers nit entbeeren wolt, fürs

ander wolten sy Inen zu Recht werden und boten ihnen auch Recht gon Zürich, Bern oder Straßburg. Do sy nun solches vernamen, daß es nit anderst sein mochte, draten diese uß, wie vorbestimpt sind und hieß man den Ußschutz warten der Antwurt. Also warteten sy uff dem Richthuß von früeh zu sibenen biß daß es fünfe schlug zu Nacht, daß weder der Rot noch der Ußschutz weder gessen noch drunckhen hetten; konnten im Rot nit finden, wie sy die sach thun wolten, daß nu die gemeind vast verdroß. Ein theil meint, sy wolten zamen im Harnischt, die andern wollten uff das Richthuß und Inen die Sach helfen ußroten. Dieß kam vor den Ußschutz. Die schickhten Bottschaft zur gemeind, sy solten rüwig sein, die sach stund wol. Also blieb man zufrieden biß nacht. Umb die stund wie obstoht, stund der rot uff und kam der Ußschutz ab dem Richthuß. Do lieff die gemeind zamen; kamen allso zum Saffran und begerten der Antwurt. Aber der Ußschutz war so muehtloß hungers halb, daß sy nit viel Antwort geben mochten, baten die Gemeind, daß sy heimkerten und in guetem Frieden weren bis morndes umb die Siben Vormittags wurd man in die Antwort geben und die in Geschrift stellen, dann es zu viel wer ihnen im kopf zu behalten. Do daß die gmein höret, waren sie nit wol zufrieden, daß den ganzen Tag nüt mehr sollt gehandlet sein worden, meinten es gieng nit recht zu, waren vast unruwig, gungen zusammen und rathschlugen, wie sie der sach thun wolten; dann sy wol sechen, daß ein Butz dorhinder stekht.

daß der Ußschutz Inen vieleicht nit gern offenbaren wollt. In solchem Rotschlachen wurden die burger eins, daß sy die sach wolten helfen ußmachen und wolten nit warten, biß mornds, dan sy wol sechen, waß praktikh vorhanden weren, und ermanten einander, daß jeder solt heimgon, seinen harniß anlegen und sein gwer nemen und so wolten sy zusammen kommen uff dem kornmerkht und do der sach eins werden. Also in der stund, do der Ußschutz noch aß, daß was umb die sechste stund, kamen die burger in ihrem Harniß uff den kornmerkht, bey 800 starkh, wolgerüst Mann. Namen also alle gaßen yn und daß geschütz, so under dem Richthuß waß, uff den kornmerkht und wurden auch alle Thor versechen, desgleich das Geschütz im Werkhof. In summa es waß alles wol versechen und grügt der man nit kleinen schrekhen, vorab die Oberkeit und der Ußschutz, denn sy sich deß nit versehen hatten. Also ward ylends der Rot zusammen versammlet und hielt man streng rot. Also verzog es sich biß in die Nacht um die neunte stund, kam der Ußschutz ab dem Richthuß und brocht die Antwort, daß alle die, wie vorsteht, des Raths wurden hinfür stillstan, und der andern Artikhell halb auch nach ihrem Gefallen wer, der Policei halb und der Predicanten halb. Aber die gemeind war deß noch nit ersettiget, vermeint man wolt sie damit numme von einander thätigen, wolt ein ander Abscheid haben. Dagegen bath der Ußschutz, sy sollten die Nächt zufrieden sein, dan es nu ab der Tagzeit wer und jedermann der ruw begert. Also ehrten

sy den Ußschutz und wollten uff dieß nacht zufrieden seyn bis am morgen, doch wollten sy beyeinander bleiben und theilten sich uff der Gartnerhuß, zum Saffran und uff der Weinleuthuß nnd uff das Richthuß, ein Theil uff der Spinnwetterhuß und uff die Rhinbruck.

Alß nu die Nacht vergangen waß, am Zinstag den 9. Febr. früeh hielt man wider streng Rat umb der Policei halb, dann dasselb wollt nit von statten. Ueber disem Artikhel saßen sy so lang biß es sich verzog nach Mittag. Do wurden die Burger vertrissig des langen verzugs, stunden für und für in irem Harniß am Kornmerkht. Also wurden ihr etlich zu Roth, daß sy wollten umb gon, zu sehen, ob sich Inen etwaß erheben wollt, und also zug ihr bey vierzigen miteinander uff Burg umb die Pfaffenhof. Also zum letzten zugen sy ins Münster, gienge dorin zu spazieren. Indem eröffnet einer ein Taffelen mit seinem Gewehr, daß sie überab fiel und zerbrach. Giengen also hinweg. Indem begegneten Inen bey 200 ab dem Kornmerkht, kamen am Sprung zusammen, wurden zu Rath, was sy thun wolten, der rot wolt sich zu lang verziehen. Gab einer den rot, sy wolten wieder in das Münster und die Götzen zerschlahen und luegen, ob sy die sach möchten ußmachen, dem volgten sy alle nach, zugen miteinander wider in daß Münster. Wie man indem alle Thüren an der kilchen beschlossen hat, do die Pfaffen sachen daß ein Tafflen zerbrochen waß, zerstießen sy die Thüren zu stück, fiengen an zu zerschlachen alles was darin waß. Do waß

kein Schonen. Wer daß mocht, der thet deß noch zerhowen. Alle gemeld, Daffeln, Götzen, steinen und holzen, ward alles zerschlagen zu kleinen stuckhen. Alle zierten, was ihnen werden mocht, must zerschlagen seyn, ohn allein waß von Gold, Silber und andern Kleinotien waß, daß ward ungeschediget und wol behalten, dan keiner begert etwaß zu nemen, allein zerschlachen. Es dorft sich auch keiner des annemen, daß er inen weren wolt.

Solichs kam für den rot, die schikhten etlich Herren hinauf solches abzustellen. Aber es waß kein abstellen do, sondern zugen uß dem Münster gon St. Urich, St. Alban und St. Peter und uß einer kilchen und kloster in daß ander, bis sy die Götzen all zerschlugen in allen Kilchen hiedieſſet, wie wohl der Ußschutz sy auch trüwlich bat und ermant, von solchem abzustan; aber es half nüt, sondern fuhren irem fürnehmen noch. Do waß kein götz noch Dafflen sicher, es must hindurch.

Also handleten meine Herren für und für in der sach und wartet der Ußschutz noch uff die Antwort. Deß verzog sich nu biß umb die vierte stund nach Mittag, komen die Burger wider uff den Kornmerkht, wurden zu rot, sy wolten überryn und Inen die Götzen auch hinweg thun. Do daß die Ueberryn innen wurden, schikhten sy für den Ußschutz, sy von solchem zu wenden, dan sys morndes alles selbst hinweg wolten thun, on allen verzug, dan sy sich des nit wollen widern. Daß nu der Ußschutz thet, bat also die gemeind,

sy sollten nit überryn gon, dan sys selbs hinweg wolten thun. Also ehret die gemein den Ußschutz und ließen sy zufrieden. Aber vast unruwig woren die burger daß man so lang ob der antwort seß, die ihnen solt geben werden. Es waß under etlichen die Red, so sy die Götzen all zerschlagen hetten, wellen sy die Antwurt selb uff dem Richthuß holen, damit sy einmal zum end kämen. Solliche red kam für meine herren, die nit kleinen schreckhen nahmen, dan sy wol mochten denckhen, so sy uff das Richthuß kommen weren in sollichem brunst, wie es gangen wer, dan das Volk gar erdobet waß. So waß in der Handel in der moß angelegen, batten auch den Ußschutz, sy von solchem abzuwenden. Der Ußschutz waß ängstlich in der sach, beruffen die gemeint am Kornmerkht zusammen und batten sy, daß sy von solchem fürnemmen abstünden, und sy doran ehreten, domit ihr Müeh und Arbeit nit vergebens wer; die sach stund uff gueter Bahn. Sy hoffen in einer Stund wurd in die Antwort geben. Also ward die sach aber gestillet. In derselben stund ward die Antwurt im Rot beschlossen mit dem Ußschutz und geben, und stund der Rot uff. Also kam der Ußschutz, beruefft die gemein zusammen und seit inen, waß inen für ein Antwort worden, daß stüend nu in Gschrift pollicyet und georntnet, wie all ding soll hinfür gehalten werden. Daß stot nu in der pollicey, die uff alle Zünft geben ward. Hiemit wart die gemein zu guttem Frieden und ruwen, zog jederman wider heim, doch ward für und für guete hut und wacht verseh-

und verordnet durch die burger under den Thoren und in der Stadt tag und Nacht. Alſo ward man die Nacht zufrieden.

Wie zu Baſel die Götzen und Altär verbrent und abgethon wurden.

Uff die Eſchenmitwuchen, der 10 Tag Hornung, datum wie vorſtat, ward erkent, daß man daß Götzenwerk allß, Daffeln, Bilder und waß von holzwerkh in der kilchen waß ſoll zerhowen und armen leuten ußtheylen, die kein holz hetten, daß ſy damit feuwren ſolten. Alſo theilten ſy daß an theil orten unfründtlich und ſchlugen einander dorumb. Do daß mein Herren ſachen, butten ſy, daß man nüt me ußgeb, ſondern allß verbrennt. Alſo wurden uff allen kilchhöfen leut verordnet, die ſolches allß verbranten, do ward uff diſen tag manch groß Faßnacht feuwer geſehen. Uff dem Münſterplatz wurden bey 12 Feuwer gemacht und alſo verbrennt; desgleichen uff allen kilchhöfen. Waß von Steinwerkh waß und Altären wurden all abbrochen und zerſchlagen, die kilchen all geweyſſet. Es ward auch in aller meiner herren Empter und gepieten kundt thon, daß man auch alſo thät und hielt, wie in der Statt. Und wurden alle Canzeln mit gutten predicanten verſehen. Alſo ward uff diſen tag manche köſtliche Daffeln und gemält und bildwerkh verbrennt, daß mit groſſem geld gemacht waß worden; aber es waß do nüt zu hübſch, es muſt allß ins Feuwer. Do hat die Abgötterey zu Baſel und alle gebiet und Emptern

ein End genommen in den kilchen; nit weiß ich wie in allen Herzen.

Ich hätte oder möchte, sagt Rippel zum Schluß, des gueten, allten, ehrlichen Mans Namben, so hievor stehendes biß do har alles verzeichnet, wol mögen wissen. Nun er sei gewesen, wer er woll, so wird vermerkht, daß er ein fromb, christlich Ehrenmann gewesen.

Niclaus Rippell,
burger zu Basel.

Notizen über die Kunstwerke, welche bei dem Bilderſturm mögen zu Grunde gegangen sein.

Aeneas Sylvius an den Cardinal Julian de St. Angelis von 1438.

„Ihre h. Tempel, die von keinem übeln Stein, wenn gleich nicht von Marmor gebaut sind, sind ziemlich hübsch. Im Innern der Tempel sind Zellen mit hölzernen Gittern versehen, in welche die Frauen mit ihren Mägden sich zum Gebet einschließen. Jede richtet sich ihre Zelle nach Stand und Rang ein, so daß die der Adeligen höher sind als die der Bürgerlichen. Von den einen sieht man gar nichts, von den andern bloß die Köpfe, die übrige Menge aber sieht man zur Hälfte, wenn sie nach römischer Sitte zur Anhörung des Evangeliums aufzustehen pflegen, und auch von diesen sehen

mehrere durch Fensterchen der heiligen Handlung zu. In diesen Kirchen giebt es viele Reliquien von Heiligen, welche großer Verehrung würdig sind. Der Schmuck der Altäre und Priester ist aber nicht sonderlich, auch fehlt es an schönen Gemälden, wie solche die Tempel italienischer Städte haben. Sie treten auch nirgends in die römischen Fußstapfen, wenn sie die Heiligen in Bildern und Schildereien nachahmen. An Silber und Gold fehlt es nicht, auch sind viele kostbare Edelsteine vorhanden. Die Reichen haben Grabmäler; aber auch die Begräbnißplätze der Bürgerlichen sind nicht ohne Schmuck. Auch hängen die Wappenschilder der ausgezeichneten Männer an den Wänden, was bloß den Adeligen erlaubt ist, und nach der Reihe, wie sie gestorben, werden sie auch aufgehängt."

Das abschätzige Urtheil von A. Sylvius über die Bilder und Gemälde der hiesigen Kirchen vermag über ihren Verlust nicht zu trösten, da er sie gänzlich, wie er auch selbst sagt, nach italienischem Geschmack beurtheilte und daher nicht zu schätzen verstand.

Den Bildersturm von Fasching Dienstag den 9. Febr. erzählt Ochs V. 648 sq. ganz wie unsere Quelle, nur daß er den 40, 300 statt 200 nachziehen und ihnen am Rheinsprung begegnen läßt. Dagegen schildert er die Execution der Bilder am Aschermittwoch mit mehreren einzelnen sprechenden Zügen. Nachmittags rückte ein wohlgerüsteter Ausschuß von 400 Mann auf Burg in das Münster hinein. Vor ihnen

allen zog der Henker. Da zerschlugen sie alle noch übrig gebliebenen Bilder, Gemälde und Altäre; trugen alles zur Kirche hinaus auf die Pfalz (?) und machten bei 5 Feuer und verbrannten alles. Wursteisen spricht von 12 Haufen; Oekolampad von 9. *)

Von einzelnen Bildern wird bloß das große Crucifix im Münster genannt, welches auf den Kornmarkt geschleift und dort vor dem Rathhaus verbrannt wurde.

*) Wurstisen sagt: „Die Bilder mit allem Geschmuck mußten herhalten. Aus dem Münster zoge bemeldter Haufe in St. Ulrichs, St. Albans und andere Kirchen und Klöster, übeten allenthalben gleiches Werk... Folgendes Tags war der Eschermittwoch, fing man an das Holtzwerck von den abgebrochenen Altären, Bildern, Tafeln ꝛc. zu verhauen und für Brennholtz unter die Armen zu vertheilen. Da sie aber uneins darüber wurden, gebot man es zu verbrennen: welches dann auf dem Münsterplatz in zwölf Häufen und auf andern Kirchhöfen beschahe." Erasmus schreibt an Bilibald Pirkheimer, Freiburg 9. Mai 1529 (Epist. 1048): „Mit solchem Muthwillen verfuhr man gegen die Heiligenbilder und selbst Crucifixe, daß man sich zu wundern hat, daß kein Wunder geschehen ist, da ehedem die Heiligen, auch wenn sie nur leicht beleidigt wurden, deren so viele zu bewirken pflegten. Von Standbildern wurde nichts unversehrt gelassen, weder in den Kirchen, noch in den Vorhallen, noch in den Kreuzgängen, noch in den Klöstern. Was von gemalten Bildern vorhanden war, wurde mit einer Uebertünchung von Kalk bedeckt; was brennbar war, wurde auf den Scheiterhaufen geworfen, was nicht, wurde Stück für Stück zertrümmert. Weder Werth noch Kunst vermochte, daß irgend etwas geschont wurde." Und an einem andern Orte (Epist. 1069): „Gegen Altäre, Standbilder und Gemälde wüthete man bis zu gänzlicher Vernichtung (ad internecionem usque), auf grausame Weise zwar, jedoch ohne Blutvergießen." Oekolompad an Wolfgang Capito: „Am Aschermittwoch, als man anfing die zerschlagenen Götzenbilder den Armen zu vertheilen, nahmen Einige dieselben auf ungestümere Weise in Anspruch, so daß

Nachtrag.

(Vom Herausgeber.)

In vorstehender Abhandlung sind die Bilderstürme von Zürich, Bern, St. Gallen und Basel geschildert; es dürfte nicht uninteressant sein, auch Einiges über denjenigen von Neuenburg anzuführen. Die Reformation wurde in Neuenburg nicht ohne gewaltsame Weise durchgesetzt, was theils dem heftigen Charakter des dortigen Reformators, Wilhelm Farel, theils dem lebhaften Temperamente des romanischen Stammes zuzuschreiben ist. Am 23. Oktober 1530 predigte Farel zum ersten Mal öffentlich in der Kirche das Evangelium. Der Erfolg seiner Predigt war ein so außerordentlicher, daß ein Theil des Volks noch am nämlichen Tage mit Hämmern und andern Instrumenten in die Kirche ging und Crucifixe und

---

sie sich gegenseitig verwundeten. Deßhalb beschlossen die Unsrigen, an eben dem Aschermittwochtage alle Bilder in Asche zu verwandeln. Es wurden daher auf dem Münsterplatze (in campo monasterii) neun Scheiterhaufen angezündet. Fürwahr ein sehr trauriges Schauspiel für die Abergläubigen. Sie hätten Blut weinen mögen. So wüthete man gegen die Götzenbilder und endete, o Jammer! die Messe." — Den katholischen Kleinbaslern wurde anfänglich von den Bilderstürmern gestattet, ihre Bilder auf den obern Räumen der Kirchen zu verwahren; allein am Sonntag nach dem Aschermittwoch wurden sie gleichfalls genöthigt, dieselben zu zertrümmern und zu verbrennen. Aus diesem allgemeinen Bildersturm wurden, wie bekannt, bloß das steinerne Marienbild mit den zwei Propheten am Spahlenthor, sowie einige andere Bilder am Münster und auf Brunnen der Stadt, die nicht Gegenstand der Anbetung waren, gerettet. (Anmerkung des Herausgebers.)

Bilder zertrümmerte. Der damalige Gouverneur von Neuenburg, Herr von Prangins, schrieb darüber unterm 23. November 1530 an die Gräfin Johanna von Hochberg, Gebieterin der Stadt, Folgendes:

„Gar sehr hätte ich gewünscht, daß Sie selbst gekommen wären, um Ihr Volk zu besänftigen, das in einem fürchterlichen Aufruhr ist wegen der Lutherischen Religion. Kaum waren nämlich die Abgesandten (von Bern) fort, so stürzten einige Bürger von Neuenburg gewisse Bilder in Ihrer Kirche um und schlugen sie in Stücke; andere warfen sie sonst von ihren Stellen herab; den Gemälden schnitten sie die Nasen weg, stachen ihnen die Augen aus, sogar unserer gnädigen Mutter Gottes, die Ihre sel. Frau Mutter hatte verfertigen lassen. Obgleich ich in Ihrem Namen ihnen Vorstellungen machte und sie ermahnte, doch nicht allzuweit zu gehen, so hörten sie doch nicht auf, so daß wir genöthigt waren, was von Bildern und Gemälden noch übrig war, in Ihrem Hause zu verbergen... Am folgenden Tage kamen Mehrere mit Hämmern und Bickeln wüthend in die Kirche, warfen das Crucifix unsers Heilandes herab und das Bild der heil. Jungfrau und des heil. Johannes. Die Thüre des Kastens, worin der Leib des Herrn lag, schlugen sie entzwei und warfen sie auf den Kirchhof; die Hostie gaben sie dem Volke als gemeines Brot; sie zerstörten die Altäre, ohne auch nur einen übrig zu lassen. So schändeten und entheiligten sie die Kirche; sie schlugen einige Chorherren und Kaplane

und begingen mehrere Grausamkeiten, deren Erzählung zu weitläufig wäre... Zwischen dem 4. und 14. dieses Monats November fand es sich dann, daß 18 Mann mehr auf Seite der Evangelischen waren, als auf Seite der Katholischen.*) Sobald diese Mehrheit sich zeigte, so wollten die Gesandten von Bern, daß Jedermann nach dem Inhalte ihrer Reformation leben und keine Messe mehr in Euer Gnaden Hause gelesen werden solle. Darein wollte ich nun nie willigen, sondern verwahrte mich dagegen, habe auch seither immer, doch nur in der Schloßkapelle, Messe lesen lassen... Die Reliquien, Zierrathen und Titel Ihrer Kirche, auch die von der Abtei St. Andreas, habe ich in Ihrem Hause verschlossen."

Es wird ferner erwähnt, die Wuth gegen die Bilder sei so groß gewesen, daß selbst Bilder ehemaliger Grafen von Neuenburg, im Wahne es wären Heilige, vernichtet wurden. Eigennützige List fehlte auch nicht. Es standen oben auf einem Grabmal die Grafen Johann und Friedrich von Aarberg, die 1295 eine Schlacht gegen den Grafen Rudolf von Neuenburg bei Coffrane verloren hatten. Ein alter Mann erinnert sich, daß die beiden Köpfe von Silber sind; und als auch diese als Bilder kanonisirter Heiliger oder Märtyrer herabgeworfen werden, trägt er die Köpfe säuberlich heim, als wären sie von Holz und zu nichts gut, als seinen Ofen zu heitzen.

*) Wie anders verhielt es sich zu Basel, wo das Verhältniß der Reformirten zu den Katholiken wie vier zu eins war. Siehe oben Seite 25.

Aehnlich wie in Neuenburg ging es auch in Valangin. Am 14. Juni 1531 wurden hier die Altäre gestürzt und die kirchlichen Bücher zerrissen. Im Jahre 1536 waren in beiden Grafschaften, Neuenburg und Valangin alle Bilder und Altäre weggethan. Frau Guillemette de Vergi, Gräfin von Valangin, ließ die Kirche zu Valangin schließen, die ihr verstorbener Gemahl 1505 hatte erbauen lassen, und die Bilder der lieben Heiligen sammt dem großen Crucifix und zweien Altar-Crucifixen ins Schloß bringen. Von hier wurden sie 1687 auf Befehl der letzten Herzogin von Nemours, Marie von Orleans, nach Cressier gebracht, welcher Ort nebst Landeron der einzige in jenem Gebiet war, der bei der katholischen Religion verharrte, — eine Folge des Einflusses, den das benachbarte Solothurn ausübte.

Erasmus von Rotterdam

zu

Basel.

Von

Dr. Wilh. Theod. Streuber.

Sollten die großen Alten vergeblich gelebt haben? Sollten ihre Werke, in der Jugend der Menschheit verfaßt, mit deren Schönheit und innerer Vortrefflichkeit sich nichts vergleichen läßt was seitdem entsprungen, den spätern Jahrhunderten nicht zurückgegeben, in ihrer Ursprünglichkeit zur Anschauung gebracht werden? Es ist ein universalhistorisches Ereigniß, daß nach so viel völkerzerstörenden, völkergründenden Bewegungen, in denen die alte Welt vorlängst zu Grunde gegangen, alle ihre Elemente mit andern Stoffen versetzt worden, die Reliquien ihres Geistes, die jetzt keine andere Wirkung mehr haben konnten als eine formelle, mit einem früher nie gekannten Wetteifer aufgesucht, in weiten Kreisen verbreitet, studirt und nachgeahmt wurden.

L. Ranke: Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation I. 283.

Erasmus von Rotterdam zu Basel.

Unter den berühmten Männern des 16ten Jahrhunderts, welche sich in der Stadt Basel niederließen, ist Desiderius Erasmus von Rotterdam wohl der bedeutendste. Mit Recht nennt ihn Oekolampad König der Wissenschaften; denn in Allseitigkeit des Wissens und in wissenschaftlicher Thätigkeit wurde er von Keinem seiner Zeitgenossen übertroffen, und als Begründer der wiedererstandenen Wissenschaften hat er eine weltgeschichtliche Bedeutung. Die Stellung, welche dieser außerordentliche Mann zur Wissenschaft und zur Kirche seiner Zeit einnahm, ist schon öfters gezeichnet worden; in in ersterer Beziehung herrschen darüber richtigere Ansichten als in letzterer.*) Es ist deßhalb nicht unsere Absicht, in dieser

*) Die wissenschaftliche Bedeutung des Erasmus haben zuletzt klar und richtig dargestellt: Ranke in seiner „deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation" Bd. I. S. 264 ff. und Gerlach in seiner Eröffnungsrede der 10ten Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten zu Basel, Verhandlungen S. 17 f. Der Umstand, daß Erasmus in theologischer und kirchlicher Beziehung noch nicht hinlänglich gewürdigt war, bewog die Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion im Haag, im Jahr 1843 eine Preisfrage hierüber auszuschreiben. Eine gute Uebersicht über Eras-

kurzen Skizze das zu wiederholen, was über das Leben des Erasmus und seine Bedeutung im Allgemeinen schon anderswo gesagt wurde. Wir setzen dieses als bekannt voraus und gedenken daher bloß diejenigen Momente seines Lebens hervorzuheben, welche eine nähere Beziehung auf die Stadt Basel haben und in den neuesten Schriften über ihn weniger berührt worden sind. Dahin gehört zuerst die besondere Stellung, die Erasmus zu der Reformation in Basel einnahm, und dann Mehreres aus seinen äußern Lebensumständen, das mit seinem Aufenthalt in Basel zusammenhängt.

Der Charakter, den die Reformation in Basel trägt, ist ein eigenthümlicher und von demjenigen anderer Städte Deutschlands und der Schweiz sehr verschieden. Das Reformationswerk beschränkte sich nämlich hier nicht auf das geistige Gebiet, sondern war so sehr mit politischen Elementen verflochten, daß die Durchführung desselben eine gewaltsame, eine Revolution, wurde. Die Universität und die Obrigkeit, jene als Trägerin der Wissenschaft, diese als Trägerin der weltlichen Macht gleich einflußreich, waren beide den Lehren Luthers abhold und setzten ihrer Einführung hartnäckigen Widerstand entgegen. Die Universität war noch zu

---

mus Leben und Wirken gibt H. Escher in Raumers histor. Taschenbuch 1843. Dagegen läßt das Buch von Adolf Müller: „Leben des Erasmus von Rotterdam" Hamburg 1828, viel zu wünschen übrig. Es enthält für eine Biographie zu viel Ungehöriges und beurtheilt den Erasmus im Allgemeinen zu ungünstig.

sehr in den Fesseln der mittelalterlichen Scholastik befangen, als daß sie sich der neuern freiern Richtung in der Theologie hätte anschließen können, und die Obrigkeit, deren Mitglieder dem katholischen Glauben fest anhingen, im Besitz fast absoluter Gewalt, war nicht geneigt, der Bürgerschaft Zugeständnisse im Sinne der Demokratie zu machen, welche doch von der Zeit, besonders seitdem Basel in den eidgenössischen Bund getreten war, laut und dringend gefordert wurden. Nach zehnjährigen vergeblichen Versuchen, zu einem befriedigenden Ziel zu gelangen, kam es endlich im Februar 1529 zum Ausbruch; der Rath wurde gesprengt, die Bilder vernichtet und die Messe für immer abgeschafft.

Es wäre in der Macht Eines Mannes gewesen, den Dingen in Basel damals eine andere Wendung zu geben. Dieser Mann ist eben Desiderius Erasmus von Rotterdam. Erasmus war der Begründer eines aus den Quellen selbst geschöpften lebendigen Alterthumsstudiums, ein ebenso großer Gegner der Scholastik und Unwissenschaftlichkeit der damaligen Universitäten, als der Gebrechen und Ausartungen der Kirche und des christlichen Lebens. Die fortdauernde Beschäftigung mit den großen Meisterwerken der Griechen und Römer, das beständige Verweilen im Alterthum, hatten seinem Geiste jene Klarheit des Verstandes, jene Reife des Urtheils, jene Humanität verliehen, welche eben nur die unerreichbaren klassischen Vorbildern zu geben vermögen. Erasmus wollte reformiren, nicht revolutioniren. Er erkannte

gar wohl die Mißbräuche und Ausartungen der römiſchen Kirche in Cultus und Leben; allein er hielt kein einzelnes Glied derſelben für berechtigt, eigenmächtig dieſelben abzuſtellen und die Grundpfeiler des ganzen Baues zu erſchüttern. Erasmus wollte Aenderungen innerhalb der katholiſchen Kirche, nicht eine Spaltung in zwei verſchiedene Kirchen; er war ein abgeſagter Feind des Mönchthums, allein das Papſtthum wollte er nicht beſeitigt wiſſen; die Klöſter in ihrer Ausartung waren ihm ein Gräuel, die Scholaſtik der Univerſitäten war die Zielſcheibe ſeiner ſcharfen Pfeile, allein die Pflanzſtätten der Wiſſenſchaften achtete er hoch und namentlich wollte er eine wahre Theologie, gegründet auf die heilige Schrift und die Kirchenväter, für deren Herausgabe und Bekanntmachung er ſo unermüdlich thätig war. Die Bahn aber, die Luther eingeſchlagen, ein Mann der — ſeiner Anſicht nach — in wiſſenſchaftlicher Bildung weit unter ihm ſtand, ſchien ihm nach und nach das rechte Geleiſe verlaſſen zu haben. Die innern Naturen dieſer beiden Männer waren überhaupt ganz andere. Die Tiefe des Gemüths und der Glaubenseifer, welche Luthern eigen waren, bildeten einen ſcharfen Gegenſatz gegen den klaren nüchternen Verſtand des Erasmus. Die ungeſtüme Handlungsweiſe des erſtern, mit welcher er gleichſam im Sturme das Gebäude des Papſtthums Stein um Stein zertrümmerte, verletzte die zaudernde Bedächtigkeit und die wohl überlegende Behutſamkeit des letzteren. In Luther ſehen wir die Kraft, die Ent-

schiedenheit und Entschlossenheit personifizirt, in Erasmus die Zurückhaltung, die Unschlüßigkeit und Besorglichkeit. Wenn Luther aus innerem Drange, vom Geiste getrieben, mit heroischer Kühnheit eine gänzliche Umgestaltung aller kirchlichen Verhältnisse durchsetzte, unbekümmert um das was da kommen möge, so war Erasmus voll vermittelnder Klugheit, voll berechnender Rücksichten theils gegen die Großen des Staats und der Kirche, theils gegen seine eigene Person. Und wenn Erasmus auch dem Reformationswerk im Allgemeinen nicht abgeneigt war, weil er in demselben eine Stütze für die aus der Barbarei des Mittelalters geretteten Wissenschaften erkannte, so schreckten ihn doch zu sehr die Umstände ab, welche die Reformation begleiteten, Aufruhr und Empörung, als daß er derselben seine ungetheilte Billigung hätte geben können. Er ahnte im Geiste, daß neben allen Vorzügen auch ein unheilbarer Schaden aus diesen Lutherischen Neuerungen hervorgehen, daß blutiger Bürgerkrieg, politische Zerrissenheit und gänzliche Lähmung des einst so kräftigen deutschen Volkes die Folge sein könnte, und einen solchen Preis mochte ihm der Streit um Dogmen und die Abschaffung kirchlicher Mißbräuche nicht werth erscheinen.

Nach einer an Erfahrungen für das ganze Leben reichen Jugend, nach einem beweglichen Leben in den Niederlanden, Frankreich, England und Italien war Erasmus 1513 nach Basel gekommen, und diese Stadt hatte ihn durch den daselbst herrschenden wissenschaftlichen Geist, durch die Redlich-

keit und Freundlichkeit ihrer Bewohner, so wie durch die Eintracht der Bürger (wie er dieß selbst sagt) so angezogen, daß er seit 1521 mit wenigen Unterbrechungen hier seinen stehenden Wohnsitz nahm. Mit den Buchdruckerfamilien der Amerbache und Frobene innig befreundet, wohnte er in einem der letzteren gehörenden Hause und leitete hier den Druck seiner meisten Werke, unter welchen die erste Ausgabe des griechischen neuen Testaments (1516) eine besondere Bedeutung gewonnen hat. Noch bewahrt die Bibliothek zu Basel die Exemplare der Handschriften, deren er sich damals zu den Ausgaben des neuen Testaments bediente.*) Nach und nach hatte die Anwesenheit des berühmten Mannes eine große Zahl junger aufstrebender und auch älterer lernbegieriger Männer nach Basel gezogen. Wiewohl er keine Vorlesungen hielt, so fiel doch der Glanz seines Namens auf die von Aeneas Sylvius gestiftete Universität zurück, und die Druckereien Basels, die in der Zahl und Ausstattung der Werke mit denjenigen der ersten Städte Europas wetteiferten, verbreiteten seine Schriften über die ganze gebildete Welt.

Luthers erstes Auftreten hatte in Basel gleich Anfangs Wiederhall gefunden. Besonders waren es die Buchdrucker Johann Froben und Adam Petri, welche dessen Schriften nachdruckten und nach allen Richtungen aussandten, während

*) Man sehe De Wette Einleitung ins N. T. §. 42. Escher am angef. Orte S. 523 ff. Hänel catal. libr. mss. p. 577.

auf den Kanzeln im Münster, zu St. Theodor und St. Martin Wolfgang Capito und Kaspar Hedio die reine Lehre des Evangeliums zu verkündigen anfingen. Indessen war der Fortschritt, den das Reformationswerk in den ersten Jahren machte, noch nicht bedeutend. Der Streit betraf, wie anderwärts, theils das Dogma, theils die Kirchengebräuche, Ablaß, Messe, Reliquien, Feiertage, Fasten ꝛc. Im Jahr 1522 bot sich nun dem Erasmus ein Anlaß dar, über diese Dinge auch seine Meinung abzugeben. Wir treffen in der Reformation überhaupt auf einzelne Thaten der Reformatoren, bei denen diese recht geflissentlich alle Rücksichten auf Gebrauch und öffentliche Meinung bei Seite zu setzen schienen. Dahin gehört z. B. die Verbrennung der päpstlichen Bulle und des kanonischen Rechts durch Luther im Jahr 1520 und die Verheirathung Karlstadts im Jahr 1521. Einen ähnlichen Anstoß gewährte um Ostern 1522 zu Basel ein Spanferkelschmaus, der von den Verächtern der Fasten, unter denen sich der berühmte Humanist Hermann von dem Busche, der Leutpriester zu St. Alban, Wilhelm Röblin, und mehrere andere Geistliche befanden, angestellt wurde.*) Daß die Sache Aufsehen machte, kann man sich denken. Es erfolgte theils ein strenges bischöfliches Mandat, theils fand sich eben Erasmus bewogen, an den Bischof ein Sendschreiben über das Fleischessen und andere menschliche Einrichtungen zu richten. In

*) Siehe Reformationschronik des Karthäusers Georg übersetzt von K. Burkart S. 5 und 57 f.

dieſem Sendſchreiben äußert ſich Erasmus entſchieden liberal. Er zeigt, was die Faſten urſprünglich waren, was ſie ſpäter geworden ſind, und daß in gewiſſen Verhältniſſen, mit Beobachtung der gehörigen Klugheit, Ausnahmen zu geſtatten ſeien. Ja er geht noch weiter und empfiehlt dem Biſchof die Abſtellung gewiſſer Feſttage, die Geſtattung der Arbeit an Sonn- und Feiertagen und ſelbſt die Abſchaffung des Cölibats.

Dieſes Gutachten ſtimmt ganz mit den Anſichten überein, die Erasmus damals überhaupt in Betreff der lutheriſchen Reformation hatte. Wie die Reformation keineswegs gleich Anfangs als ein fertiges Werk daſtand, ſondern ſich erſt nach und nach geſtaltete, wie die einzelnen Reformatoren keineswegs von vorn herein über alle Punkte mit ſich im Reinen waren: ſo waren auch die Urtheile über die Reformation verſchieden, beſtimmt theils durch den äußern hiſtoriſchen Fortgang derſelben, theils durch die innere pſychologiſche Entwicklung des urtheilenden Individuums. Bei Erasmus namentlich können wir zwei Perioden unterſcheiden: in der erſten iſt er Luther und der Reformation eher zugethan, in der zweiten ſagt er ſich mehr und mehr von ihr los und bricht endlich völlig mit ihr. Den Wendepunkt bildet das Jahr 1524, in welchem ſich eine perſönliche theologiſche Fehde zwiſchen Erasmus und Luther entſpann. Längſt war nämlich Erasmus von ſeinen Freunden und hohen Gönnern gedrängt worden, zu Gunſten der römiſch-katholiſchen Kirche gegen Luther aufzutreten; allein er wies das Anſin-

nen immer zurück, weil er keineswegs ein unbedingtes Verdammungsurtheil gegen die Reformation abgeben konnte. Hingegen nahm er endlich den Kampf auf dem theologisch-dogmatischen Gebiete an, indem er das Buch: „Vom freien Willen" schrieb. Luther antwortete (1525) durch eine Schrift: „Vom knechtischen Willen", und Erasmus fand sich hiedurch bewogen, nochmals in zwei Gegenschriften, denen es nicht an Härte und Gereiztheit fehlte, gegen Luther aufzutreten. Dieser Streit hatte indessen keine praktischen Folgen; ja es war nicht einmal entschieden, wer in demselben Sieger geblieben. Erasmus blieb aber von dieser Zeit an mehr gegen Luther eingenommen, stellte sich immer mehr auf Seite der Altgläubigen und verschonte seine Gegner selbst nicht mit den scharfen Pfeilen des ihm so eigenthümlichen Witzes und Spottes.

Im 16ten Jahrhundert genoß die Wissenschaft im Allgemeinen mehr Achtung als heutzutage; denn damals hatte noch nicht das Streben nach Geld und Gut, das Haschen nach Besitz, Wohlstand und Genuß die Gemüther für höhere und edlere Eindrücke abgestumpft. Damals dünkte sich nicht Jeder, der sich nur oberflächliche Kenntnisse erworben, ein Weiser, und maßte sich nicht Jeder an über Dinge abzusprechen, von denen er Nichts verstand. Wie sich selbst Männer reiferen Alters nicht schämten in die Schule zu gehen und das zu lernen, was ihnen die Ungunst der Zeit und der Umstände in der Jugend versagt hatte: so pflegten sich auch Obrigkeiten bei Männern gediegenen Wissens über Fälle Rathes

zu erholen, wo sie fühlten, daß ihre eigene Einsicht unzureichend sei. Dieß war denn auch zu Basel der Fall, und Erasmus war der Mann, an den sich der Rath der Stadt zu wiederholten Malen wandte.

Die Reformation war bis zum Jahr 1525 zu Basel noch nichts weniger als entschieden. Zwar war allerdings schon Einiges und nicht Unwesentliches geschehen. Der Rath hatte 1524 ein Mandat erlassen über das sogenannte zweispältige Predigen, in welchem er den Predigern befahl, „nichts anderes denn allein das heilige Evangelium und Lehre Gottes frei, öffentlich und unverborgen zu verkünden.“ Oekolampad lehrte auch wirklich frei und ungescheut und wurde bald bestimmt als Pfarrer zu St. Martin angestellt; die Buchdrucker druckten eine Menge Bücher in evangelischem Sinne; das Ansehen des Bischofs, der sich nach Pruntrut zurückgezogen hatte, schwand immer mehr zusammen; die Klöster wurden vom Rathe unter strengere Aufsicht genommen, und es wurde zuerst den Frauen, dann auch den Männern, die austreten wollten, der Austritt freigestellt; die Kinder wurden in deutscher Sprache getauft, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgetheilt, von der Messe immer mehr Umgang genommen und die Cerimonien der römisch-katholischen Kirche bei Seite gesetzt. Ueber alle diese Neuerungen war aber unter den Theologen noch heftiger Streit, und die Regierung von Basel fand sich daher veranlaßt, den Erasmus hierüber um Rath zu bitten.

Eine entschiedene Erklärung zu Gunsten der Reformation wäre hier ohne Zweifel von den wichtigsten praktischen Folgen gewesen und hätte den Widerstand, den der Katholicismus zu Basel noch leistete, theoretisch gebrochen; allein Erasmus vermied es sorgfältig eine entschiedene Meinung abzugeben. Sein Gutachten, das er dem Rathe einhändigte, ist ein Meisterstück von Mäßigung und Klugheit; es enthält vielleicht die einzige Art der Vermittlung zwischen den beiden Parteien, die unter den damaligen Umständen möglich war. Uebrigens sah Erasmus nicht gern, daß er vom Rathe zu Basel zum Schiedsrichter in diesen Dingen ernannt wurde. Er besorgte, durch sein Urtheil es keiner Partei recht zu machen, und er hielt die Sache für so beschaffen, daß sie nur durch Uebereinstimmung großer Fürsten, vieler Städte und Länder verglichen werden könne. Das Gutachten knüpft an drei verschiedene Punkte an: den Bücherdruck, die Fasten und die Priesterehe. In Beziehung auf den ersten Punkt empfiehlt Erasmus der Regierung von Basel eine strenge Büchercensur einzuführen, woraus hervorgeht, daß damals das Censurwesen zu Basel noch nicht, wie später, bestand. *) „Alle Obrigkeiten, sagt Erasmus, sollen vermöge des Völkerrechts darauf Acht geben, daß keine Schmach- oder aufrührerische Bücher gedruckt werden. Denn wenn man diejenigen straft,

*) Man sehe des Verfassers „Neue Beiträge zur Basler Buchdrucker-Geschichte" in den Beiträgen zur vaterländischen Geschichte, herausg. von der histor. Gesellschaft zu Basel. Bd. III. S. 189 ff.

welche Jemanden schmähen oder aufrührerische Reden ausstoßen, wie viel mehr sind diejenigen zu strafen, die solche Bücher in die Welt ausgehen lassen?" Er gibt sodann noch einige nähere Nachweisungen, wie man dieß anzufangen habe. Den Druck Lutherischer und anderer reformatorischer Bücher zu verbieten, räth er nicht an, insofern diese nämlich bloß mit Argumenten disputirten und keine Schmähungen enthielten. Was dann Bilder, Bescheeren, Priesterkleidung, Meßgebräuche, Kirchengesänge und andere Cerimonien betrifft, so hält er sie für solche, die geduldet werden können, wenn man sie recht brauche, und die eingeschlichenen Mißbräuche auf eine Art verbessere, ohne daß Unruhe daraus entstehe. Denn vor Unruhe und Empörung hatte Erasmus einen tiefen Abscheu. „Könnte man die Zürcher bereden, daß sie die Bilder, die Form der Messe und den Gebrauch des heil. Abendmahls wieder aufrichteten, bis ein allgemeines Concilium darüber spräche, würde es zur Einigkeit der Eidgenossenschaft sehr viel beitragen. Wenn man sie aber davon nicht überzeugen kann, so möchte ich nicht, daß man deßhalb Krieg anfinge, sondern vielmehr eine andere Gelegenheit abwartete." Wenn ein ganzes Land gemeinsam den Gebrauch des Kelchs im Abendmahl vom Papste erbitte, so werde dieser denselbigen wohl gewähren; des Papstes Ansehen wäre mächtig genug, alle bürgerlichen Empörungen zu verhindern. Auch in Beziehung auf das Fleischessen zur Fastenzeit, glaubte er, werde es keine Noth haben, und der Papst werde dahin

zielende Bitten wohl bewilligen. „Hierin wollte ich einem Jeden sein Gewissen freilassen und Niemanden darum plagen: es rühmte sich denn Jemand aufrührerischer Weise und ermahnte auch Andere zur Verachtung der herrschenden Gewohnheit.“ In Beziehung auf den dritten Punkt, die Priesterehe und was damit zusammenhängt, macht Erasmus einen Unterschied zwischen muthwilligem Verlassen des Klosters, sowie unreiner Verehlichung, und Austreten aus Gewissensdrang, so wie gesetzlicher Verheirathung. Es sollten aber auch hierin geistliche und weltliche Obrigkeiten übereinstimmende Maßregeln treffen. Doch hält er es für besser, daß ordentliche Priester wegen des Fleisches Schwachheit in den Stand der Ehe treten, als im Concubinat leben. Die Eigenschaft als Priester wollte er jenen nicht benommen wissen, während andere unwürdige Priester, die sich verheirathet, als Laien anzusehen wären. Der Rathschlag schließt mit einer Ermahnung zur Mäßigung, bis die Sache selbst sich erweise, ob sie aus Gott sei oder nicht; bis dahin solle man allen Anlässen zu Empörungen ernstlich zuvorkommen.

Man sieht, daß dieses Gutachten, wenn es der Obrigkeit von Basel auch keine entscheidenden Schritte anrieth, doch im Allgemeinen der Sache der Reformation nicht ungünstig war. Schon früher hatte sich Erasmus einmal ähnlich geäußert. Papst Hadrian VI hatte ihn nämlich aufgefordert, ihm die Mittel zur Wiederherstellung des Friedens in der Kirche anzuzeigen, und Erasmus hatte ihm 1523 in

einem Briefe ziemlich ausführlich darüber geantwortet. Wie in dem Gutachten an den Rath zu Basel hatte er vor Anwendung der Gewalt abgerathen; die Preßfreiheit wollte er, wie dort, eingeschränkt, aber der Welt Hoffnung auf Abstellung mancher Dinge gegeben wissen, über die sie sich nicht mit Unrecht beklage; Laienkelch und Priesterehe wollte er gestatten und überhaupt in Allem nachgeben, was den Grund der Religion nicht erschüttere; über die Hebung der Uebelstände aber wollte er ein allgemeines Concil richten lassen.*) Die Vorschläge des Erasmus sind niemals ins Leben getreten; viel durchgreifendere Aenderungen, viel gewaltigere Erschütterungen sollte die Kirche noch zu bestehen haben.

Im Jahr 1525 hatte sich der leidige Abendmahlsstreit erhoben, und Oekolampad hatte damals sein vortreffliches Buch geschrieben: „Von der wahren Auslegung der Worte des Herrn: das ist mein Leib ꝛc.“ Es handelte sich darum, ob das Buch zu Basel gedruckt werden dürfe, und der Rath befragte auch hierüber den so angesehenen Erasmus. Dieser antwortete, daß er es für eine gelehrte, treffliche und wohlgemachte Schrift halte, er möchte auch sagen, eine christliche, wenn etwas christlich genannt werden könne, was gegen die Meinung und Bewilligung der Kirche sei, von welcher abzuweichen er jedoch für gefährlich halte. Uebrigens war Erasmus nicht, wie er es auch in dem vorhin erwähnten Gutachten ausspricht, gegen den Druck von Oekolampads

*) *Siehe Adolf Müller* Leben des Erasmus von Rotterdam S. 304 f.

Schriften zu Basel. Nichtsdestoweniger wurde das erwähnte Buch Oekolampads zuerst zu Straßburg gedruckt, und es erschien erst später eine deutsche Uebersetzung desselben von Ludwig Hetzer zu Basel.

Obschon Erasmus gegen die Regierung von Basel den Wunsch geäußert hatte, ihn in dem Lutherischen Handel unverwickelt zu lassen, so erging dennoch 1526 von Seiten der eidgenössischen Tagsatzung eine Einladung an ihn, das bevorstehende Religionsgespräch zu Baden zu besuchen; ein ächter Katholik, eine Schutzwehr der Katholischen, sollte er, der vorzüglich in der griechischen Sprache und in der Auslegung des neuen Testaments bewandert war, dort Schiedsrichter sein. Erasmus entschuldigte sich aber höflich in einem Schreiben an die Tagsatzung vom 17. Mai 1526 mit seiner gläsernen Leibesbeschaffenheit und suchte zugleich jeden Zweifel an seiner katholischen Rechtgläubigkeit zu beseitigen.

Oekolampad, wiewohl von Zwingli im Stiche gelassen, hatte als Hauptanführer der Reformirten zu Baden wacker gestritten und war nichts weniger als unterlegen. Dennoch aber hatte er, weil man den theologischen Streit durch das Kopfzahlprinzip entschied,*) äußerlich den Kürzern gezogen, und der Erfolg dieses Religionsgesprächs war daher für die Reformation im Allgemeinen kein fördernder. Zwar fuhren

*) In dieser Beziehung sagte Zwingli zu Thomas Plater: „Wär wolt die puren leren verstan, wär recht hette oder nit! sy verstienden sich baß uff kü mälken.“ Thomas Plater von Fechter Seite 48.

die von Baden zurückgekommenen Prediger, ohne im Geringsten ihre Meinung geändert zu haben, zu Basel in gewohnter Weise zu predigen fort, die neue Lehre griff unwiderstehlich um sich, die Klöster wurden immer leerer, die Gebräuche der römischen Kirche kamen immer mehr in Abgang, eine Menge Feiertage wurden abgeschafft, zu St. Martin wurden deutsche Psalmen gesungen und die Messe wurde ganz bei Seite gesetzt; allein es war doch eigentlich erst die im Januar 1528 abgehaltene Berner-Disputation, welche der schweizerischen Reformation zum Durchbruch verhalf Das Beispiel des mächtigen Bern wurde für einen großen Theil der Schweiz entscheidend. Auch hier, wie in Basel und St Gallen, hatte die Reformation neben den kirchlichen Abänderungen eine politische Bedeutung, in dem Sinne, daß durch die neue Bewegung die bereits sich entwickelnde Aristokratie eingeschränkt und zu dem demokratischen Prinzip zurückgegangen wurde. Diese Vorgänge in der Schweiz blieben leider für den unbelehrbaren Rath zu Basel ohne Wirkung. Der Stoß war daher hier um so gewaltsamer, je mehr er Widerstand fand.

Die ersten Anzeichen des drohenden Sturms waren die Ereignisse von Ostern 1528.*) Erasmus hatte bis dahin ruhig den Wissenschaften gelebt, vorzüglich beschäftigt mit der Herausgabe der Kirchenväter (in diesen Jahren Ambrosius und Augustinus), welche er als eine Hauptstütze des

*) *Siehe oben Seite 17.*

wahren theologischen Studiums betrachtete. Als nun aber der Februar 1529 kam und das eintrat, was er von jeher am meisten verabscheut hatte, Aufruhr und Empörung, da wurde ihm für die Sicherheit seiner Person bange, und er besorgte, daß er durch einen längern Aufenthalt in einer entschieden neugläubigen Stadt die Gunst der katholischen Könige und Fürsten verlieren möchte. „Als öffentlich alle Kirchen der Partei überlassen wurden (so schreibt er selbst), zu der ich mich niemals bekennen wollte, als man nach Aufhebung der Altäre gegen Bilder und Gemälde wüthete, als Aufläufe entstanden und die Sache in Empörung umzuschlagen drohte, da beschloß ich auszuwandern, wohin nur immer die Reise gehen sollte." Erasmus war nicht der einzige, welcher damals Basel verließ; alle Gelehrten, welche die reformirte Lehre nicht annehmen wollten, thaten dasselbe. So der Professor der Theologie Dr. Ludwig Bär, der Dompredi ger Augustin Marius, der Prädikant bei den Predigern Ambrosius Pelargus, der gekrönte Dichter Glareanus. Indessen kostete es den Erasmus Mühe, die Stadt zu verlassen, wo er seit acht Jahren ununterbrochen gewohnt, wo er besonders von Seiten der Frobenischen Familie so viel Freundschaft genossen hatte. Doch stand sein Entschluß fest. Er berieth sich mit seinen Freunden, ob er heimlich oder öffentlich abreisen sollte; das Erste schien ihm sicherer, das Zweite ehrenvoller. Endlich entschied er sich für das Letztere. Das Gepäck sandte er auf zwei Wagen voraus,

er selbst gedachte in Begleitung weniger Freunde zu Wasser abzufahren und sich dann nach Freiburg zu begeben, welche Stadt er zu seinem künftigen Aufenthaltsorte gewählt hatte.

Erasmus konnte Basel nicht verlassen, ohne zuvor noch denjenigen Mann gesehen zu haben, der jetzt zwar für den Anstifter der ganzen Bewegung galt, der aber früher sein Freund und Bewunderer gewesen und ihn schon bei der Herausgabe des neuen Testaments so treulich unterstützt hatte. In Folge der Verhältnisse war eine Art Spannung zwischen Oekolampad und Erasmus eingetreten, allein beide Männer achteten einander doch zu hoch, als daß diese Spannung in eine eigentliche Feindschaft hätte ausarten können. Erasmus schrieb die Mäßigung, welche die Bürgerschaft mitten in ihrem Siege beobachtete und die so weit ging, daß keinem Menschen ein Haar gekrümmt wurde, den besänftigenden Einwirkungen Oekolampads zu, und auch Oekolampad wußte die Verdienste des Mannes, der die größte Zierde der Wissenschaften war und durch seine Schriften die Reformation schon vor Luther vorbereitet hatte, wohl zu schätzen. Beide Männer hatten daher eine Zusammenkunft. Erasmus sagte: „Er hege durchaus keinen Groll gegen Oekolampad; indessen möge er ihm erlauben, in Beziehung auf einige Dogmen abweichender Meinung zu sein. Er verlasse sehr ungern eine Stadt, der er so viel Dank schuldig sei, aber er dürfe nicht Haß auf sich laden; denn wenn er bliebe, so würde er das zu billigen scheinen, was öffentlich geschehen sei."

Oekolampad machte ihm Vorstellungen gegen die Abreise und suchte ihn zu überreden, in Basel zu bleiben. Da dieß vergeblich war, so bat er, er sollte seinen Freunden doch Hoffnung auf Rückkehr gewähren. Erasmus versagte diese nicht ganz; er antwortete, daß er darauf Acht geben werde, wohin Gott ihn rufe. Beide Männer schieden mit freundschaftlichem Handschlag.

Die Abreise eines Mannes, welcher Basels Zierde war, ging dem gebildeten Oberstzunftmeister Jakob Meyer sehr nahe. Er ließ durch Beatus Rhenanus den Erasmus einladen doch da zu bleiben. Allein auch diese Verwendung des Staatsoberhauptes war erfolglos. Es wurde ein Schiff gemiethet, das ihn mit einigen seiner vertrautesten Freunde nach Neuburg am Rhein bringen sollte; die übrige Reisegesellschaft dagegen sollte den Weg zu Pferde machen und an jenem Ort mit ihm zusammentreffen. Seine Freunde beschlossen, nicht von dem besuchten Landungsplatz an der Rheinbrücke, sondern von der Kapelle des heil. Antonius in der St. Johannvorstadt abzufahren. Allein der Rath ließ den Schiffer vor sich kommen, und nach zweistündiger Berathung gab er ihm die Weisung von der Schifflände abzufahren. Er wollte nicht, daß Erasmus auf unehrenvolle Weise die Stadt verlasse. Ein Menge Volks hatte sich eingefunden, um das Schauspiel der Abreise zu sehen. Es fiel nichts Unziemliches vor. Als der Kahn den Strom hinab-

glitt, übergab er seinem Freunde Bonifacius Amerbach zwei lateinische Distichen, die Wurstisen also übersetzt:

Nun hüt dich Gott fürgliebte Statt,
Die mich so lang herbergen that:
Ich wünsch dir Heil, und das kein Gast
Dir mehr bring dann Erasmus Last.

Die Abreise des Erasmus, nachdem schon so viele gelehrte Männer die Stadt verlassen, schien für Basel ein schwerer, unersetzlicher Verlust. Dahin schien der Ruhm, welchen seine gerne gesehene Anwesenheit der Stadt gebracht, entschwunden der wissenschaftliche Glanz der Sonne, welche so viele Monden und Sterne angezogen! Die Wissenschaft in Person schien der alten Stadt Lebewohl gesagt zu haben.

Erasmus wurde in Freiburg von der Universität und der Bürgerschaft auf äußerst ehrenvolle Weise empfangen. Der Magistrat wies ihm ein prächtiges Haus zur Wohnung an, das ursprünglich für den Kaiser Maximilian erbaut worden war. Später kaufte er sich ein eigenes Haus, das er mit großen Kosten ausbaute. Er schien anfänglich ganz zufrieden zu sein, rühmte sich in einer Stadt zu leben, die unter dem Schutze des Königs Ferdinand stehe, beschäftigte sich fortwährend eifrig mit der Herausgabe von Klassikern und Kirchenvätern und blieb in ununterbrochener Verbindung mit mit der Frobenischen Druckerei zu Basel. Allein bald bemächtigte sich seiner eine trübe Stimmung, die theils durch seine zunehmende Kränklichkeit, theils durch die politische Lage Europas hervorgebracht wurde. In dieser Beziehung

hatte er schon von Basel aus unterm 25. März 1529 an seinen Gönner, den Erzbischof von Toledo, geschrieben: „Die Sache ist nun dahin gekommen, daß Alles sich zum Kriege zu wenden scheint. Sollte dieser Fall eintreten, dann wird es geschehen, daß Deutschland in die aller elendeste und betrübteste Lage kommen wird, und dieß wird, wenn mich nicht Alles trügt, leider bald geschehen. Jede von beiden Parteien ist so mächtig, daß es ungewiß ist, welcher der Sieg zu Theil werden wird, und wenn auch die bessere Partei siegt, so wird sie es doch nicht ohne ungeheures Blutvergießen." Erasmus schrieb als einen Versuch zur Versöhnung eine Schrift: „Ueber die liebliche Eintracht der Kirche", allein der Riß war wirklich schon zu weit gediehen, als daß Schriften dieser Art noch etwas hätten helfen können.

Die Gunst der Könige und Fürsten, der Großen der Kirche sowie ihre Geschenke folgten dem Erasmus auch nach Freiburg nach. Kaiser Karl V, König Ferdinand, die Könige von Frankreich, England und Polen, die Königin Katharina von England, Gemahlin Heinrichs VIII, die Königin Maria von Ungarn, Statthalterin der Niederlande, der Herzog Georg von Sachsen, der Herzog von Cleve und Jülich, Bischöfe, Erzbischöfe und Kardinäle aus allen Ländern Europas beehrten ihn mit Schreiben oder beschenkten ihn mit Bechern, Flaschen, Löffeln, Uhren und Ringen. Von allen Seiten ergingen an ihn Rufe, bald dahin, bald dorthin zu zu kommen. Die Aufforderungen des Kaisers, die Einladun-

gen der Statthalterin der Niederlande, nach Brabant zurückzukehren, wurden immer dringender. Dazu kam, daß das Klima von Freiburg seiner zarten Gesundheit weniger zuträglich war als das zu Basel. Er entschloß sich daher Freiburg zu verlassen und über Basel nach seinem Vaterlande, den Niederlanden, zurückzukehren. Denn wiewohl er sich stets gegen die Stadt Basel dankbar zeigte, so liebte er doch besonders, dem allgemeinen Zug der menschlichen Natur gemäß, das Land, in dem er geboren wurde. Im Sommer 1535 trat er die Reise nach Basel an. Er schreibt darüber an den Erzbischof von Krakau: „Ich fuhr in einem bedeckten Wagen nach Basel, einer reizenden und anmuthigen Stadt, in deren Gastfreundschaft ich mehrere Jahre gelebt hatte. Hier war auf die Hoffnung meiner Zurückkunft ein Zimmer für mich eingerichtet worden, wie man wußte, daß es mir bequem sei. Im Druck begriffen war der „Kirchendiener", der, an vielen Stellen lückenhaft und unvollendet, nicht hätte vollendet werden können, wenn ich nicht selbst zugegen gewesen wäre. Die Stadt, die ich vor ungefähr sieben Jahren etwas unruhig verlassen hatte, fand ich ganz ruhig wieder und zu nüchternen Sitten zurückgekehrt. Es entgehen mir zwar nicht die verschiedenen Meinungen der Leute, und die Gemüther sehr Vieler sind zu bösem Verdacht nur zu geneigt; aber ich glaube, ich sei durch Alter, Erfahrung und wohl auch durch Gelehrsamkeit dahin gekommen, daß ich an jedem Ort sicher leben kann." — Zu Basel

herrschte große Freude, daß der berühmte Mann wieder in sein altes „Nest" (wie er selbst sagte) zurückkehren wollte. Die studirende Jugend ritt ihm entgegen, und man kredenzte ihm den Ehrenwein.

Paul III, welcher im Jahre 1534 den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, gedachte die Verdienste, die Erasmus besonders in den letzten zehn Jahren sich um die katholische Kirche erworben hatte, dadurch zu belohnen, daß er ihn zur Kardinalswürde erheben wollte. Allein Erasmus lehnte sowohl diese Würde von sich ab, als die Einkünfte, die man ihm anweisen wollte, damit er das durch ein Gesetz für die Kardinäle vorgeschriebene Einkommen von 3000 Dukaten erhielte. Erasmus mochte geahnt haben, als er diese höchste Würde der katholischen Kirche ausschlug, daß er am Rande des Grabes stehe.

Erasmus besaß zwar immer einen zarten Körperbau, in seiner Jugend aber scheint er ziemlich rüstig gewesen zu sein, so daß er z. B. allerhand Reisen unternehmen konnte. Indessen hatte er von jeher Rücksichten auf seine Gesundheit zu nehmen. Den Dunst von Ofen in geheizten Zimmern konnte er so wenig ertragen als scharfe Winde. Daß der Papst ihm erlaubt habe, an den Fasttagen seines schwachen Magens wegen Fleisch zu essen, führt er an mehr als einem Orte an. Von Weinen behagte ihm nur der Burgunder. Die Krankheit, durch die er in spätern Jahren am meisten geplagt wurde, waren Steinschmerzen und Gicht. Dazu gesellte sich

in der letzten Zeit noch Dysenterie. Diese Uebel hielten ihn, seitdem er nach Basel zurückgekehrt war, fast beständig zu Hause und bereiteten ihm ein äußerst schmerzhaftes Ende, das er jedoch mit christlicher Geduld und Ergebung ertrug. Er nahm während seiner letzten Krankheit den Besuch des evangelischen Predigers aus Zürich, Konrad Pellikan, unbedenklich an. Ueber seine letzten Augenblicke erzählt sein treuer Freund Beatus Rhenanus in der Vorrede zum Origenes, dem letzten Werke, an das der unermüdliche Mann Hand legte, Folgendes: „Den Sommer über befand er sich ziemlich wohl, aber gegen den Herbst warf ihn die Gliederkrankheit, von der er zu Freiburg schon früher war befallen worden, von Neuem auf das Bett, so daß er dieses selten verließ, das Zimmer nur einmal. Und doch hörte er bei so großem Schmerze der Glieder, wenn diese nur ein wenig geruht hatten, niemals zu schreiben auf. Zeuge davon ist seine kleine Abhandlung über die Reinheit der Kirche und diese Durchsicht des Origenes. Endlich als ihn seine Kräfte nach und nach verließen (denn er litt fast einen ganzen Monat an Dysenterie), als er fühlte, daß sein Lebensende herannahe, gab er auch hier, wie immer, klare Beweise seiner christlichen Geduld und seines frommen Gemüths, durch die er bezeugte, daß er auf Christus alle Hoffnung setze. Zu wiederholten Malen (in lateinischer Sprache) ausrufend: „O Jesu, Barmherzigkeit! Herr, erlöse mich! Herr, mach ein Ende! Herr, erbarme dich meiner!“ und auch in deutscher

Sprache: „Lieber Gott!“ starb er am 11ten Juli (1536) gegen Mitternacht. Andere Worte sprach er nicht und war bei vollem Bewußtsein bis zum letzten Augenblicke. Wenige Tage vor seinem Tode, als Bonifacius Amerbach, Hieronymus Froben und Nicolaus Episcopius, seine ausgewähltern Freunde, ihn pflichtgemäß zusammen besuchten, erinnerte er sie beim Eintritt in das Zimmer an die drei Freunde, welche den Hiob zu trösten gekommen wären, und fragte sie, wo die zerrissenen Kleider wären, und warum sie das Haupt nicht mit Asche bestreut hätten? Denn schon vor vielen Monaten pflegte er vorauszusagen, daß er in diesem Jahre sterben würde. Wie allgemein das Verlangen nach ihm war, zeigte der zahlreiche Zudrang, die Leiche des Verstorbenen zu sehen. Er wurde auf den Schultern der Studirenden in das Münster getragen und daselbst neben den Stufen, die zum Chore führen, auf der linken Seite der Kirche ehrenvoll begraben. In dem Leichenzug erblickte man nicht nur den Bürgermeister, sondern auch die meisten Rathsherren; von den Professoren und Studirenden der Universität fehlte Keiner.“

Erasmus brachte sein Alter auf 70 Jahre. Sein eigenhändig geschriebenes Testament, welches die Bibliothek von Basel noch verwahrt, ist das schönste Zeugniß seiner ächt christlichen Gesinnung. Denn trotz allem Streite über Dogmen, trotz aller Polemik, hier mit Scholastikern und Mönchen, dort mit den Reformatoren, hatte das praktische Christenthum doch so sehr sein Gemüth durchdrungen, daß er

keiner Zeit in der Ausübung werkthätiger Liebe zurückblieb. Von den Geschenken, die ihm zuflossen, gab er schon zu seinen Lebzeiten sehr Vieles an arme Jünglinge, die sich in den Wissenschaften auszeichneten oder ihm behülflich waren. Sein Testament aber bestimmte, daß, nach Abzug gewisser Legate, sein Vermögen (welches man auf etwa 7000 Dukaten schätzte — eine für damals sehr bedeutende Summe) zur Unterstützung der Armen, Kranken, alten Bedürftigen, zu Aussteurung armer Jungfrauen und zum Unterhalte begabter Studirender verwendet werden sollte. Erbe und Testamentsvollstrecker war Bonifacius Amerbach, da Erasmus keine Nachkommen hinterlassen. Es wird erzählt, daß derselbe mit der größten Uneigennützigkeit verfuhr und unter andern dem Heinrich Glareanus und dem Simon Grynäus, welche in dem Testamente zufälliger Weise nicht bedacht waren, aus freien Stücken Gegenstände von Werth aus der Verlassenschaft zukommen ließ. Bonifacius Amerbach, Hieronymus Froben und Nicolaus Episcopius (Bischoff) setzten ihm das Grabmal mit der lateinischen Inschrift, das noch heutzutage im Münster zu sehen ist.

Das Aeußere des Erasmus beschreibt Beatus Rhenanus in der erwähnten Vorrede zum Origenes folgendermaßen: „Er besaß einen kleinen, untersetzten und feinen Körper von sehr zarter Beschaffenheit, so daß er durch Aenderung der geringfügigsten Dinge, wie des Weins, der Speisen und des Klima zu leiden hatte. Die Haut seines Körpers und An-

geſichts war weiß, das Haupthaar in der Jugend etwas blond, die Augen blaugrau, die Miene launig, die Stimme dünn, die Sprache ſchön deutlich, ſein Aeußeres überhaupt anſtändig und ernſt." — Die Gemäldegallerie zu Baſel beſitzt mehrere Portraits von Erasmus, welche ganz zu dieſer Beſchreibung paſſen. Vier davon ſind von Hans Holbein dem Jüngern (ein Bruſtbild und drei Miniaturbilder), und eines, den Erasmus in ſeiner Bibliothek darſtellend, von einem Nachahmer der Holbeine.*) Beſonders ausgezeichnet iſt das Bruſtbild, welches den Erasmus im Profil und ſchreibend darſtellt. In allen Zügen deſſelben drückt ſich das geiſtige Weſen des großen Mannes unübertrefflich aus; namentlich ſind die geſchloſſenen Augen und der ſatyriſche Zug um den Mund ſprechende Ausdrücke für zwei Hauptzüge ſeines Charakters, Feinheit der Beobachtung und humoriſtiſche Laune. Ein dieſem ganz ähnliches Portrait von Erasmus, ebenfalls von Holbein, befindet ſich im Louvre zu Paris. Aeltere Kupferſtiche von Erasmus giebt es mehrere. Die baſleriſche Kunſtſammlung beſitzt deren vier. Davon ſcheinen drei nach den erwähnten Miniaturbildern und einer, zu Paris 1601

*) In dem Katalog der öffentlichen Kunſtſammlung der Stadt Baſel (1849) ſind dieſe Portraits eingereiht unter Nro. 27, 28, 29, 30 und 69. — Erasmus ließ ſich 1526 auch von Albrecht Dürer malen, allein er fand das Portrait nicht treffend: Pinxit me Durerus sed nihil simile. Uebrigens ſpricht er mit der größten Bewunderung von Dürer: Dignus est artifex qui nunquam moriatur-artis Apelleæ princeps.

herausgekommen, nach jenem Oelbilde gefertigt zu sein, welches den Erasmus in seiner Bibliothek darstellt.

Auch an Darstellungen des Erasmus in Metall fehlt es nicht. Das Basler Münzkabinet besitzt drei Medaillen, welche auf ihn gemacht worden sind, zwei bronzene aus dem Jahr 1519 und eine silberne aus dem Jahre 1531. Von den beiden bronzenen ist das eine Exemplar um einige Linien größer als das andere. Sie sind gegossen und aus der Hand des berühmten Quintin Messis zu Antwerpen hervorgegangen, den Erasmus selbst in einem Briefe, wo von dem Guß dieser Medaille die Rede ist, einen ausgezeichneten Künstler nennt. Diese Medaille enthält auf der Vorderseite das schöne Brustbild des damals 52jährigen Mannes mit der Umschrift: *THN KPEITTONA TA ΣΥΓΓΡΑΜΜΑΤΑ ΔΕΙΞΕΙ.* **IMAGO AD VIVĀ EFFIGIE EXPRESSA 1519.** (d. h. ein besseres Bild werden die Schriften zeigen. Bild nach dem Leben gemacht 1519). Auf der Rückseite befindet sich das Symbol des Erasmus, der Terminus, und daneben die Inschrift: **CONCEDO NVLLI-TERMINVS** (d. h. ich weiche Keinem-Terminus). Die Umschrift lautet: *OPA ΤΕΛΟΣ ΜΑΚΡΟΥ ΒΙΟΥ.* **MORS VLTIMA LINEA RERVM** (d. h. schaue auf das Ende eines langen Lebens. Der Tod ist das letzte Ziel der Dinge).

Der Umstand, daß das eine Exemplar dieser Medaille etwas kleiner ist, als das andere, findet in den Briefen des Erasmus selbst seine Erklärung. Bilibald Pirkheimer klagte

dem Erasmus nämlich, daß ein Abguß, den er von der Medaille wollte machen lassen, nicht gelang. Erasmus rieth ihm nun, dieselbe nicht von Kupfer allein, sondern von einem aus Kupfer und Zinn vermischten Erz gießen zu lassen, und wenn man dieselbe kleiner haben wolle, so dürfe man sie nur öfters in Thon abdrucken und aus dem thönernen Model dann zuletzt wieder einen Abguß in Blei machen. Da der Thon, wenn er trockne, sich zusammenziehe, so werde es nicht fehlen, daß die Medaille am Ende kleiner werde. Ob dieß wirklich in Ausführung gebracht wurde, wissen wir nicht; gewiß ist, daß zwei verschiedene Exemplare der Medaille, ein größeres und ein kleineres, existiren. *)

Was die silberne Medaille betrifft, die man auch in Bechern hat, so zeigt dieselbe auf der Vorderseite das Brustbild des Erasmus mit der Umschrift: **IMAGO AD VIVAE EFFIGIE EXPRESSA 1531.** Auf der Rückseite steht der Terminus, zu beiden Seiten: **CONCEDO NVLLI**; die Umschrift: **MORS VLTIMA LINEA RERVM.**

Mit diesem Erasmischen Symbol, dem Terminus, welcher noch auf seinem Grabmal im Münster so wie an dem Kamin des von ihm bewohnten Zimmers im Hause „zum Luft" zu sehen ist, hat es folgende Bewandtniß. Terminus bezeichnete ursprünglich bei den Römern den unverrückbaren Gränzstein zwischen den Aeckern, der mit religiöser Feierlich-

*) Man sehe Joh. Dav. Köhler historische Münz-Belustigung. Nürnberg 1740. Bd. XII. Seite 116 ff.

keit eingesetzt wurde, und sodann den Gott, in dessen Schutz die Gränzen der Aecker gestellt waren. Erasmus erhielt nun einmal von einem schottischen Erzbischof, seinem gewesenen Schüler, mehrere Ringe geschenkt, unter denen einer das Bild des römischen Terminus, den Kopf eines Jünglings mit fliegenden Haaren, darstellte. Da er damals gerade in seinem 40sten Jahre war, faßte er den Ring als eine Mahnung an seinen nahe bevorstehenden Lebenstermin, als ein memento mori, auf. Er machte daher aus dem Terminus ein Symbol, das ihn zu beständiger Besserung des Lebens antreiben sollte, denn der Tod sei wahrhaftig eine Gränze, die Keinem nachgebe: Terminus qui nulli cedere novit. Das beigefügte Concedo nulli ist also nicht auf Erasmus zu beziehen, sondern auf den Terminus. Erasmus vertheidigt sich mit Recht gegen die Vorwürfe der Ruhmredigkeit, die man ihm schon zu seinen Lebzeiten aus Mißverständniß der Inschrift machte. Erasmus war wirklich weit entfernt, das Concedo nulli auf seine Person zu beziehen. Niemals prahlte er mit seiner Gelehrsamkeit und seinen Kenntnissen. Um nur Eines zu erwähnen, so sagte er z. B. in seinem Gutachten an den Rath zu Basel von 1525, daß der Dr. Ludwig Bär ein aufrichtiger, gelehrter und verständiger Mann sei, welcher der Regierung in den obschwebenden Religionsangelegenheiten mit einem Finger mehr, als er mit dem ganzen Leibe behülflich sein könne. Erasmus erwähnt schließlich in dem Briefe, in welchem er die Bedeutung des von ihm gewähl-

ren Symbols auseinandersetzt, daß er zur Verdeutlichung des Sinnes, welchen er in das Bild lege, auf der gegossenen Medaille griechisch habe beifügen lassen: *Ὅρα τέλος μακροῦ βίου*, schaue auf das Ende eines langen Lebens, und lateinisch: **Mors ultima linea rerum**, der Tod ist das letzte Ziel der Dinge. Diese letztere Sentenz ist dem Horaz entnommen (**Epist. I. 16. 79**), die erstere wahrscheinlich mehrern Stellen griechischer Tragiker.

Die Mehrzahl der Kostbarkeiten, welche Erasmus besaß, zerstreute sich nach seinem Tode, den Bestimmungen des Testaments gemäß, in verschiedene Hände. Indessen besitzt die Kunstsammlung zu Basel noch mehrere Gegenstände von Werth aus seinem Nachlaß, welche einst Bestandtheile des von Bonifacius Amerbach angelegten, von seinem Sohne Basilius fortgeführten und vom Rathe 1661 durch Kauf erstandenen und der Universität geschenkten Kunstkabinets waren. Diese Gegenstände sind folgende:

1) Eine schwere goldene Medaille, mit dem ausgezeichnet schön ciselirten (nicht geprägten) Bildnisse des Königs Sigismund von Polen, welches die Umschrift führt: **SIGISMVNDVS REX POLONIÆ.** Auf der Rückseite liest man: **D. ERASMO ROTERODAMO SEVERINVS BONER M.**

Severinus Boner, der diese Medaille dem Erasmus zum Geschenk machte, war ein hoher polnischer Adeliger, der zwei Söhne hatte, Johannes und Stanislaus. Ein anderer Verwandter war Anselmus Boner. Mit ihnen stand Erasmus

auf freundschaftlichem Fuße und im Briefwechsel. Vergl. Epp. 1201 und 1238. (Ausgabe der Werke von 1703). Er gibt den beiden Knaben Johannes und Stanislaus gute Räthe für ihre Studien, von denen besonders Johannes zu Hoffnungen berechtigte. Auch widmete er ihnen 1532 eine Ausgabe des Terenz, die bei Froben erschien. Die angeführte Medaille ist wahrscheinlich der Dank für diese Widmung. Den König Sigismund schätzte Erasmus ebenfalls sehr hoch; er nennt ihn den Klügsten seiner Zeit: **Rex huius ævi prudentissimus.**

2) Ein goldener Ring mit einem Terminus, in Karniol geschnitten.

3) Ein anderer etwas kleinerer goldener Ring mit einem rothen Steine, in den eine weibliche Figur, einen Oelzweig in der Hand haltend, geschnitten ist.

4) Ein silbernes Petschaft mit elfenbeinernem Heft. Auf dem Petschaft befindet sich der Terminus und die Umschrift: **CEDO NVLLI.**

5) Ein Degen, ungefähr zwei Fuß lang, die Klinge am Griff vergoldet, ebenso der Knopf des Griffs. In der Scheide befinden sich außerdem Messer und Pfriemen. Dergleichen Degen wurden auf Reisen mitgenommen.

6) Eine gläserne Sanduhr in einem blechernen Futteral.

Alle diese Gegenstände finden sich in dem alten Verzeichniß, das von Amerbachs eigener Hand herrührt, und in dem notarialischen Inventarium über die Amerbachische Kunstkammer von 1662 ebenfalls aufgezeichnet. Die erwähnte Sand-

uhr wird hier mit folgender sonderbarer Bezeichnung aufgeführt: „Erasmi bleiern Sanduhrlein von Ebenholz in einem Futter a **Cœlio Secundo Curione donatum.**"

Außerdem werden in dem eigenhändigen Verzeichniß von Amerbach erwähnt:

7) In einem Schächtelin zwei Stufen ungerisch Gold, 9 und 16 Dukaten schwer, sind beid von D. Erasmo. (Zwei Goldstufen finden sich wirklich noch unter den Raritäten der Basler Kunstsammlung vor.)

Endlich bezeichnet die Tradition als von Erasmus herrührend

8) Einen rothseidenen Aermel von einem Kleid dieser Art.

Dieß sind die Gegenstände, welche noch heutzutage sprechende Zeugen sind von dem Leben und Wirken eines Mannes, der für die ganze Zeitbildung von so großem Einflusse war und dessen Aufenthalt zu Basel dieser Stadt nur zur Ehre und zum Ruhme gereichte. Denn in Wahrheit sagt Luther: „Einer Stadt Gedeihn liegt nicht allein darin, daß man große Schätze sammle, feste Mauern, schöne Häuser, viel Büchsen und Harnischzeuge; ja, wo das viel ist und tolle Narren darüber kommen, ist's so viel ärger und desto größerer Schade derselben Stadt; sondern das ist einer Stadt bestes und allerreichstes Gedeihn, Heil und Kraft, daß sie viel feiner, gelehrter, vernünftiger, ehrbarer, wohlgezogener Bürger hat, die können darnach wohl Schätze und alles Gut sammeln, halten und recht gebrauchen."

Nachträgliche Anmerkung.

Es ist oben Seite 51 gesagt, Erasmus sei 1513 nach Basel gekommen. Dieß stimmt mit den gewöhnlichen Angaben nicht überein. A. Müller setzt den ersten Aufenthalt des Erasmus zu Basel ins Jahr 1516 und Escher seine erste Reise nach Basel ins Jahr 1514. Es geht aber aus Manuscripten der Basler Bibliothek hervor, daß er schon im September 1513 zu Basel war und 1514 acht Monate daselbst verweilte. — Was dann die Seite 52 und 75 erwähnte Wohnung des Erasmus betrifft, so bemerkt Beatus Rhenanus hierüber: „Er lebte zu Basel bei Johann Froben, dann in einem andern Hause desselben für sich. Den größten Theil seiner Schriften verfaßte er in dem auf dem St. Petersberge gelegenen Frobenischen Hause.“ Es geht also hieraus hervor, daß er zuerst in dem Hause zu St. Peter und erst später in dem Hause „zum Luft“ wohnte, wo er auch gestorben ist. Das Haus auf dem St. Petersberge ist höchst wahrscheinlich das Haus „zum Sessel“, in dem sich auch später die Episcopische Druckerei befand Das Haus „zum Luft“ gehörte nach dem Tode von Johann Froben 1527 dem Sohne Hieronymus, welcher dem Erasmus mit gleicher Liebe zugethan war wie der Vater und nicht wenig dazu beitrug, daß er 1535 nach Basel zurückkehrte.

Blicke

in das

Privatleben Dr. Felix Platers.

Von

Karl Hartorf.

Blicke in das Privatleben Dr. Felix Platers.

Als Vater Thomas Plater nach der Taufe seines Söhnleins Felix von St. Peter kam, sprach Simon Grynäus zu ihm: „Du hast in recht Felicem genempt, dan, oder all min Sin triegend mich, er wirt Felix (ein Glücklicher) werden." — Und dieses Seherwort ist wohl in Erfüllung gegangen, denn wenige unsrer Mitbürger haben in einer glänzenderen und ehrenvolleren Stellung ihre Tage geschlossen, als Felix Plater. Felix Platers Name war zu Ende des 16ten und Anfang des 17ten Jahrhunderts im Ausland wie Inland ein höchst gefeierter. Seine Erhebung zu einem ordentlichen Professor der Medicin an der Universität Basel (er zählte 34 Jahre) wirkte auf die Belebung und den Glanz dieser damals so verlassen darniederliegenden Wissenschaft, „wie auf drückende, dunkle Nebel die Strahlen der aufsteigenden Sonne, die den hellen Tag bringt. Platers Kunst und Geist zerstreute die schwarze Finsterniß der Unwissenheit" (oratio funebr.) und bereichterte die Fakultät, die bis dahin kaum drei Studirende zählte, mit einer großen Zahl

lehrter Männer und wißbegieriger Jünglinge, welche, aus weiten Fernen oft, nach der Stadt zogen, deren Lehrer und Bürger Felix Plater war. Er allein ertheilte 160 Mal den Doktor-Titel. Dem Ruhme, der ihn als Lehrer umstrahlte, ging der Ruf zur Seite, der ihm als praktischem Arzte gezollt ward. Katharina, Heinrichs IV Schwester, war seine Gönnerin; die Fürsten und Herren an den Höfen von Sachsen, Lothringen, Wirtemberg, Baden und Brandenburg baten ihn in ihren Nöthen um Hülfe und Rath und wetteiferten in den ehrenvollsten Anerbietungen um den Besitz desjenigen Arztes und Wundarztes, „der mehr Krankheiten heilte, als andre nur kennen." — Aber die Liebe zu seiner Vaterstadt widerstand jedem lockenden Rufe. Sie war, so viel menschliche Hilfe Menschen möglich werden kann, der Bürger und Einwohner Hoffnung, Trost und Rettung in den Schreckensjahren der Pest. „Damals als alle Wohnungen und Gasthäuser verschlossen standen, da der Tod durch jede Straße zog, da man überall von der Angst oder der Seuche gebleichte Gesichter traf und nur auf die Wegschaffungen von Leichen und Todtenbahren stieß, was war da, o Basel, dein Plater? Vom Himmel gesandt, dämmten seine Kunst, sein Rath, sein Hilfseifer, sein Muth, die Gewalt der Krankheit, setzten ihren Schritten Schranken, bewahrten Viele vor ihren Angriffen, retteten Viele aus ihren Armen." (oratio funebr.). Platers Leistungen und Kenntnisse (er war auch fleißiger Schriftsteller) *hoben sein* Haus in einen herrlich blühenden Wohlstand,

wovon er bei seiner edlen Sinnesart wahrhaft großmüthigen Gebrauch machte. *) Bei seiner schönen Wohnung **) lag ein dem Publikum geöffneter botanischer Garten, mit den schönsten in- und ausländischen Gewächsen, dessen eigenhändige Pflege ihm süßer Genuß war. Andere Stunden seiner Muße widmete er der Musik und bildenden Kunst. Sein Haus enthielt einen Prunksaal für Naturalien, Antiquitäten

*) Unter trüben Aussichten betrat Plater bei seinem keineswegs glänzenden Vermögenszustande die Laufbahn seiner Praxis, auf der er nicht weniger als sechszehn Berufsgenossen begegnete. Er berichtet selbst: Ich hatt vor dem nüwen jar und frieling (1558) noch nit vil zeschaffen; mußt mich themietigen. Do mußt ich künst anwenden, wolt ich mich mit der praktik erneeren, darzu mir Gott sin richen segen hatt mittgetheilt. Ich fing an kundschaft by burgern und denen vom adel ze machen, die mich sunderlich probierten mit überschickung des harns, darus ich wissagen mußt, dorin ich mich also wußt ze halten, daß sich ettlich verwunderten und mich anfiengen bruchen. Von Tag zu Tag bekame ich je lenger je mer praktik, so woll in der Stadt als auch von frembden. Sie kamen teils zu mir und hielten sich ein zeitlang auf, teils reisten sie wiederumb fort und namen die mittel sampt meinen rathschlägen mit. Auch frembde forderten mich in ire hüser und schlösser, dahin ich eilte und mich nit lang by inen aufhielt, sondern baldt wiederumb nacher huß ilete. — Bis zum Jahr 1612 hatte sich Felix Plater ein Vermögen von Pfd. 118,667 erworben. Seine Hausrechnung erweist das also nach:

Durch Praxis, Schriftstellerei, Professur, Geschenken an Kleinodien ꝛc.	Pfd. 62,587.
Durch seinen Feldbau	„ 12,669.
Durch Aemter, Zinsen, Erbschaft, seinen Garten	„ 43,411.

Anno 1626 starb J. Luk. Iselin, der reichste Bürger; wie viel größer sein Vermögen gewesen als dasjenige Fel. Platers wird nicht gesagt.

**) Nach seiner eigenen Angabe stand sein Hof an der Straße auf dem Graben, von der neuen Vorstadt bis an die Spahlen N. 1.

und Gemälde. Neben seiner Gelehrsamkeit und Kunstliebe priesen die Zeitgenossen seine Uneigennützigkeit und Leutseligkeit gegen Arme und Reiche, seine Verstandesschärfe, und neben inniger Frömmigkeit heitere Laune bis in sein Alter. Magdalena, des Rathsherrn Jeckelmann Tochter, war des Glücklichen glückliche Gattin, ein Ehepaar, dem der Tod mit seltener Schonung sechs und fünfzig Jahre Bestand gönnte. Also geartet und gestellt, ist Felix Plater eine Zierde seiner Universität, seines Vaterlandes, ja seiner Mitwelt gewesen, und der geworden als den man ihn am Altar begrüßt hat. Da aber keines Sterblichen irdisches Glück je vollkommen sein kann, so blieb Felix Plater nur in einem Stücke seinem Namen untreu: er war kinderlos! Ohne Murren gegen Gott sprach er oft den warmen Herzenswunsch nach dem Glücke der Vaterfreuden aus.

Wenn wir nun Männern von so geistiger, allgemeiner Bedeutung, so wissenschaftlichem Ruhme wie Felix Plater, aus der Oeffentlichkeit in ihr heimisches Stillleben nachgehen und ablauschen können, wie sie in Leid und Freud, in Scherz und Schmerz, im geschlossenen Kreise guter Freunde, dem Glanze ihrer Würde entsagend, ihre Gemüthsnatur ohne Falsch aufschließen und zwanglos walten lassen, so hat das etwas eigenes Anziehendes. Je anspruchsloser, freier, natürlicher wir solche Geister sich bewegen sehen, desto vertrauter werden sie uns bei ihrer sonstigen Achtung und Bewunderung gebietenden Größe. Selbst Alltäglichkeiten aus

ihrem Haus- und Stubenleben zu erspähen, verschmähen wir nicht. Und Felix Plater hinterläßt uns diese Gelegenheit in reichem Maße. Ich meine damit nicht seine von ihm selbst verfaßte Biographie,*) sondern eine Sammlung von geschriebenen Volksliedern und Gelegenheitsgedichten ernsten und heitern Inhalts, deren viele Platers eigne Kopf- und Handarbeit sind. In der heitersten, gemüthlichsten Geschwätzigkeit herzt und scherzt unser hochberühmte, hochgelehrte Herr Professor, schon lange kein Jüngling mehr. Die heimischen altbürgerlichen Gebräuche, wie sie ein lebensfrohes Völklein gerne festhält, gaben ihm erwünschte Anläße selbst mit den ersten seiner Mitbürgerinen anzubinden und zu schöckern. So war einmal der Geist unserer Altvorderen: er reifte langsamer und sicherer, blühte aber beständiger und frischer als derjenige ihrer Enkel. Es bestand bei keckerer Thatkraft natürlichere, gesundere Gemüthlichkeit neben kirchlich frommem Sinne, und bei allen Unvollkommenheiten ihrer Einrichtungen und Gesetze füllten nicht der bittere Mißmuth und Ingrimm, die endlose Begehrlichkeit und Genußsucht dieser Zeit die Gemüther. Wir haben den frischen, spaß- und witzlustigen Lebensmuth unsers von der Last der Geschäfte geplagten Wettsteins kennen lernen; ein solch munterer Alter ist Felix Plater gewesen. Ja diese guten Alten, sie lassen sich in ihrer Geselligkeit oft in so derber, unverblümter Manier gehen,

*) Herausgegeben nebst andern Schriften seiner Hand, so wie auch dem Leben Thomas Platers von Dr. Fechter.

daß ihr Scherz und Witz für unsern feinern, vornehmern Ton auch in der fein verhülltesten Form gar Aergniß gebend wäre.

Zu den Gebräuchen, die Platern wiederholten Anlaß zu spassen gaben, gehört vorzüglich das Meß-, Neujahr- und Namenstagwünschen. Die zahlreichen Gelegenheitsreimen über erhaltene oder gegebene Geschenke bei diesen Gelegenheiten beweisen, wie eifrig unsre Altvordern an dieser Sitte hingen. Unter den Personen, mit welchen Plater in dieser Art manche gereimte Zeile theilte, befindet sich voraus Frau „Dorothe, Herrn Hieronymi Gemusei ehl. Hausfrau," die in Witz und Humor der berühmte Professor und Doktor kaum einholte. Es folgt hier ein Bruchstück des Begleitschreibens, welches diese Dame einem ihrer Geschenke an Plater beifügte. Er selber setzt die Ueberschrift dazu: „Alß Frau Dorothe mir die vergült Jungfrau vereert. Der letzt Brief." (Es war nach 1596.)

Den Herren und den Frauen zart
Wünsch ich zuvorderst viel Wolfart,
Demnach so sollte ich billich
Weitleufftig entschuldigen mich,
Daß ich so gar ein lange Zit
Dem Herren hab geantwortet nüt
Uff sin Schreiben und Geschenk,
Als wer ich deß nitt eingedenck,
Oder hätt es sonst ring geschetzt,
So es mich doch hatt oft ergetzt
Und gfalt mir noch im Herzen wol,
Drumb ich's dan beschauw offtermol,

Sonſt aber viel andre Urſachen
Hand mich thon hinderſtellig machen ꝛc.
Zudem kont ich ſonſt nit erdencken,
Das ich dem Herren möchte ſchenken,
Dann dieſes ſchön Jung frölein klug,
So was es noch nitt alt genug.
Drum mußt ich's wol erſtarken lohn,
Daß es ſein Arbeit konnt' ußſtohn.
Billich ich aber Euch ußleg
Was mich zu dieſem Kram beweg;
Dan es ongferd nitt iſt beſchehen,
Sonder ich hab fry lang geſehen
Und gar oft in Fürübergohn
Dort hoch ein ſchöne Jungfrau ſtohn,
Nit wit vom Herren vor ſim Huß
Gar füberlich gezieret uß,
Welcher dan der Herr oft und dick
Hatt geben viel lieblicher Blick,
Dabei ich wol könnt nemmen ab
Daß der Herr groß Gefallen hab,
Schöne Jungfrauwn anzuſchauen.
Doch ſagt ich's nitt gern vor der Frauwen,
Weil dieſelbig, als ich vernim,
Gar viel Beſſers vertrauwet ihm u. ſ. w.

Das Meßwünſchen war damals eine wichtige Angelegenheit. Mehrere Reimſtücke beweiſen, wie fein und liſtig der betagte Dr. Felix noch allbereits zu ſeinen Meßangedew-

ken gelangte, obwohl ihn auch drei Mal Frau Dorothea an Liſt darin überbot. So wie heute die unter zwei Perſonen getheilte Hälfte eines Zwillingmandelpaares diejenige zur Erwartung eines Geſchenks berechtigt, welche die andere mit einem erſten Gruße überraſcht, ſo war vormals ſeines Gewinns ſicher, wer nach eingeläuteter Meſſe einem Andern mit ſeinem: Kromet! zuvor kam. So ſchreibt ihm obgenannte Dame ſcherzhaft klagend:

Ich glaub, daß Ihr die ſchwarze Kunſt
Erſt lernet in den alten Tagen.
Wer hätt Euch ſonſt an Kornmerkt tragen,
Als ich do ſtund by andren Frauwen
Und thett den armen Sünder bſchauwen?
Mit dem war ich betrübet ſehr,
Da betrübtend Ihr mich gar noch mehr
Und rufftend underem Volk herfür:
Frau Dorothea, kromend mir!
Das thete mich ſo ſehr verdrießen,
Daß ich kaum ſtohn konnt uff den Füſſen
Und thet mir auch je länger meh
Wol acht Tag in dem Herzen weh ꝛc.

Da ſich die Ueberliſtete wieder erholt hat, iſt ſie verlegen, was ſie dem ſo reichen Herrn Doctor und d. z. Rektor der Univerſität auch ſchenken könne:

Ich konnte gar erſinnen nitt
Den Ihr ſind nitt wie ander Lüt;

Dan ich nicht gloub, daß hie uff Erden
Etwas möge gefunden werden,
Das nitt auch ſey in Euwrem Huß,
Welchs ſich dan verglicht überuß
Gar wol eim rechten Paradiß.

Sie geht in die Meſſe und kauft nach langem Suchen zwei hübſche feine „Löffelin.“

Daß ich aber hab zwei genom,
Das ſoll der Herr alſo verſton:
Wann der Herr brauchen will das ſin
Daß dann auch die Frau Doktorin
Dem Herrn könn ein Geſellen geben
Und mein gedencken auch daneben u. ſ. w.

Und in der Meſſe von 1593 überraſchte Plater ſeine Bekannte des Nachts in des Herwagens Haus. Sie fängt damals alſo zu jammern an:

Min Gruß, Herr Doktor, ſei zuvor!
Ich ſoll und muß bekennen zwor,
Daß mich nitt wenig hat verdroſſen,
Daß Ihr mir griffen diſen Boſſen
Und mich erſchreckt by finſtrer Nacht,
Daß ich ſchier gfallen in Ohnmacht,
Dan ich vermeint, wil mir ward klagt
Von üwrer lieben alten Magdt,
Ihr weren krank, giengen nitt uß,
Ich wer ſicher in minem Huß.

Wott eben thun die Läden zu
Und ein Gebättlin für mich thu,
Und wünſchet in ſchweren Gedancken;
Ach, wurd doch gholffen dieſem Kranken!
So rufft Ihr uß Herwagens Thür:
Frau Dorothea, kromen mir! — u. ſ. w.
Nun aber iſt der Zorn vergangen,
Biett fründlich Hand, daß kein Verdruß
Daß ich ſo lang gebliben uß
Mit minem Krom, den ich bſchickt feer
Uß frömbden Landen übers Meer,
Dieweil ich weiß, daß Ihr hand ſuſt
Zu frömbden Gwächſen groſe Luſt.
Drumb wußt ich Euch nütt liebers gkromen
Dan ſolche wunderliche Somen.
Bitt fründlich londs Euch wol gefallen,
Sonderlich aber und vor allen
Die gäle Roſen wolgemut,
So in der Mitte wachſen thut.
Dan man ſagt und glaubt überal,
Wer ſolcher hab ein groſe Zal,
By gſundem Lib mög ohn Schmertz
Erfreuen ſin ſorgfältig Herz.
Hiemitt wünſch ich Euch alles Gutt,
Geſunden Lib und frohen Mutt,
Hie langes, dort ewig Leben.
Das wölle Gott uns allen geben!

Amen! Bitt, lieber Herre min,
Grüſſen mir die Fraun Doctorin.
Das wünſchet, wie vil Andre meh,
Deß Gemuſaei Dorothe.

Nun wollen wir Platern ſelbſten als Reimſteller kennen lernen. Nach der auf dem Kornmarkt vor dem Ausſtellungspranger ihm gelungenen Ueberliſtung und dem Empfang des Geſchenkes der zwei Löffelchen, überſandte er ſeiner Geberin am Neujahr folgende Zuſchrift:

Ich wünſch der Frawen tugendreich
Wie ihrem Herren auch zugleich
Neben freundtlichem Grus bevor
Ein neu und gut glückſelig Johr
Und danke Gott umb ſeine Guet,
Der unſere Heuſer hatt behuet
Vor Peſtilentz und andre Gfor,
Do doch in dem verloffnen Jor
Fünftzig Perſonen hundert ſieben
Geſtorben uf dem Platz ſind bliben.
Dargegen aber worden ſindt
Dryhundert ſiebentzig nün Kindt.
Do under ſolcher großen Zal
Beidt unſere Heußer überal
Nit eins (Gott ſy lob!) dar handt geben
Weder zum Todt noch auch zum Leben.
Dann haben wir ſchon nit geboren,
So haben wir auch nit verlohren,

Wird ſchon die Welt durch unß nit gmert,
Wird ſie auch nit durch uns zerſtört.
Wie es Gott macht ſoll uns wol gfallen,
Wir ſtanden gleich wol oder fallen.
So dann ſag Gott ich Lob und Danck
Daß ich abgloſſen hab den Rankh
Bim Richthuß uf dem weiten Blatz.
Es war Euch domol gar ze watz,
Den armen Menſchen anzeſchauwen,
Welches ſich nit gebürt den Frauwen.
Drumb kam Euch druf deß Unglück an,
Daß ich den Meßkrom Euch abgwan
Mit ſolchem Gſchrey, daß Euch ſchier gſchwandt.
Hätt Euch nit ufghalten die Wandt,
So weren Jr domol vor Allen
In Angſt gar nider ze Boden gfallen.
Deß wer dan gſein ein ſuber Weſen,
Und wer ich doran ſchuldig gweſen.
Wolan man ſagt zu gſchehenen Sachen
Sol man nit erſt vil Weſens machen.
Ein ander Mal ſo handt daß acht,
So werden Jr nit ſo verlacht.
Nun wollen wir vergangen Boſſen
Mit dem alten Jar faren loſſen.
Drum ſchick ich Euch den Marzipan
Zum guten Jahr Euch mit z'erlaben.
Da Jhr Schwachheit befunden haben

Ab obgemeltem großen Schrecken,
Solt Ihr ein Bißlin darvon ſchlecken.
Doch daß er vor ſy gweicht und naß
Mit Malvaſier und Hypocras,
Und daß dem Haupt nit bringt Unruhw,
Ein gſotten Huen eſſen darzu,
Und ſchwenckens mit Veltliner aben,
So werden Ihr Euch ſin erlaben,
Und laden Ewren Herren z'Gaſt.
Hienebendt aber danck ich faſt
Um den Meßkrom und andrer mehr
Gutthat, vergelt es Gott der Herr!
Der geb, daß wie zum Endt wir rucken,
Wans Stündlin kompt, frolich abdrucken
Und faren in die himliſch Freudt,
Die weren wirt in Ewikeit!

Eine andere Dame, die Dr. Felix zu ſeinen Freundinen zählte, war „Jungfrau An von Berenfels.“ „Als ir Tag was“ — verſäumte es der Jugendgreis, nur noch 5 Jahre vor ſeinem Tode, bereits im 73ten Lebensjahre ſtehend, nicht, ihres Namens in folgenden Zeilen mit angewohnter Spaßhaftigkeit zu gedenken:

26. Julii 1609.

Diewyl heut iſt S. Anna-Tag,
Da der alt Brauch ſolches vermag,
Daß man Sie ſolte würgen faſt
Und by Ir ſein den Tag ze Gaſt;

So falt das Unglück in und ſchafft
Daß d'Blödikeit, mit der Sie bhaft,
Hindert daß man bi Jr äs.
Jedoch das nit kom in Vergäs,
Schick ich hie einen gmolten Strick,
Der nit berier Jr Hals noch Gnick,
Sunder das er allein bedeut,
Das was nit kan beſchechen heut
Etwan beſchech zur glegner Stundt,
In welcher Sie ſy friſch und gſundt.
Welchs Jren wünſcht ir Frindt und Gvatter
Von Herzen Doctor Felix Platter.

Ein Haus, mit welchem Dr. Felix ebenfalls in naher Befreundung ſtand, war dasjenige des Bürgermeiſters Bonaventura von Brun. Die Frau Doktorin hatte dieſem einſt als einem Curgaſt im nahen Bade Maulburg einen warmen Brei zugeſchickt, als ein kleines Nachbild des Reisbrei der nach Strasburg ſchiffenden Zürcher, wie Platers Beizettel erinnert:

Ein Sprichwort hab ich oft gehört,
Wan Einer etwas eim vereert,
Soll man das Gmieth anſehen bloß
Und nit ob d'Gob ſy klein old groß.
Alſo gedenk ich werdt mir bſechen,
Euwer Wißheit werdt mer anſechen,
Herr Burgermeiſter, mein Gemieth,
Dan die Gob, welche ich anbieth
Euwer Wißheit und ſchenk ins Badt

Ein welſchen Bry oder Salat
Sampt dem Hafen von gueter Erdt,
Das er warm überliefert werdt.
Als die von Zürich, wie man weis,
Vereert handt den Hirs alſo heis
Denen von Strasburg in dem Schießen,
Welches wol ettlich wolt verdrießen,
Die meinten, die Gob wer ze ſchlecht.
Doch ſagten Andre, es wer recht.
Und hatt der Hirs dieſen Verſtandt,
Das man zu Waſſer und zu Landt
Inen z'Hilf kommen kent in Il
In eim Tag z'Waſſer viertzig Mil,
Ob das derſelbig Hirs erkalt. —
So hats um mein Bry auch ein Gſtalt:
Es were gleich frieh oder ſpot
Das wo den Herren angieng Not
Zu Statt, ze Landt, Nacht oder Tag,
Ob das der Bry erkalten mag,
So wer ich breitet allezeit,
Dem Herren z'dienen noch und weit,
Wie das der Herr gwiß wurdt erfahren;
Doch well in Gott lang gſundt bewaren,
Das er mein Dienſt, Kunſt und Vorſchlag
Nit brauche lange Jor und Tag,
Und daß ietz wirck an im das Badt,
Daß im kein Flus noch Zufall ſchadt,

Und in Gott halt in ſeiner Hut
Ein gmeiner Burgerſchaft zu gut;
Die ſolchs auch wünſchen alleſammen,
Und ſprechen daß es werde: Amen!
Und wintſt es E. Wisheit Gvatter
Von Hertzen Dr. Felix Platter.

Das Bad Maulburg hatte übrigens zu dieſer Zeit eine größere Bedeutung als jetzt. Plater empfiehlt es an verſchiedenen Stellen z. B.

Das Wildtbad, welches hat ſein Quall
Zu Mulberg in dem Wyſenthal,
War for vil Jaren priſen hoch
Und bſucht gar oft von fer und noch
Von wegen ſeiner hoben Kraft,
Damit das Waſſer iſt behaft.
Denn es verzieht und dempt die Fliß
Und iſt fir böße Schaden gwiß,
Dient auch den Glideren alſo ſeer,
Das wers brucht im ſagt Lob und Eer.
Deshalb wo etwan ein Badgeſell
Dorinnen mit Nutz baden well,
Der rief Anfangs Got fleißig an
Er wel mit Gnadt darbinder ſtan
Und ſeinen Segen drüber geben.
Darnoch fier er ein niechter Leben,

Halt ſich in rechter Zyt und Moß
So wirt der Nutz drus volgen groß u. ſ. w.

Als der Herr Bürgermeiſter v. Brunn wieder wohlgeſtärkt nach Hauſe zurückgekehrt war, überſchickte ihm Plater, der ſich ſelber ſtets gerne auch laden ließ, in folgenden Reimzeilen ſeine Zutiſchladung:

Ein Sprüchwort hat man im Latein,
Daß wann man etwas hinderm Wein
Zuſagt und bey dem Trunkh verſpricht,
Das mög man halten oder nicht.
Welchs ich in ſeinem Wärt laß pleiben,
Wann Einer hinderm Trunkh wolt weiben;
Wann mans aber ſchlacht in die Handt,
Dasſelbig iſt ein gleiſtet Pfandt,
Das man es veſtiglich ſoll halten,
Wie ich vom neuen und vom alten
Herrn Burgermeiſter ein Zuſag
Verſtanden hab am Donnerſtag
Im Spital nach dem Morgeneſſen,
Welchs ich in khein Weg hab vergeſſen;
Wiewohl ich damahls nit was lär,
Und mir der Kopf war etwas ſchwär.
Noch weiß ich, was mit Mundt und Handt
Die Herren mir verſprochen handt:
Es wöllen beide Burgermeiſter
Sampt Herr Laurenz, dem Judenmeiſter,
Und Stattſchreibern ſich lan bewegen,

Alle Geſchäft neben ſich legen,
Und bis Mitwochen nechſt begehn
Den Maytag, der lang pleib auſtehn,
Und aber doch nit iſt vergeſſen,
Mit Doctor Felix z'Morgen eſſen
Bei ringer Speiß und ſchlechter Koſt,
Damit die Freundtſchafft nit verroſt,
Welche vor langſt iſt auf gericht;
Wie, aber ſonſt gmeinlich beſchicht,
Wann mann die nit durch Z'ſammenkhunft
Erhielt in Heußeren und der Zunfft.
Weil dann, ſtrenger Herr Burgermeiſter,
Verheißen ſoll auch ſein ein Leiſter
Und der ein hoch Ampt uff ihm dreit,
Zu ſchirmen die Gerechtigkeit;
So iſt an E. Gnad mein Pitt,
Sie wöll deß Tags vergeſſen nit
Und ſampt den Herren obgemelt
Erſcheinen in meins Gartens Zelt
Am Mitwochen; aber im Fahl,
Daß es kalt wer, in meinem Saal,
Und nicht weichen vor Mitternacht.
Mein Herr Zunftmeiſter, als ich acht,
Mit ſeiner Gegenwärtigkheit
Wirt uns auch bringen Luſt und Freudt.
Gott will, daß die freundlich Khurtzweil
Nit mehr ſo lang Zeit ſich verweil,

Sonder all Monat khommen zſammen,
In meiner Bhauſung! Amen, Amen
Wünſche ich E. Weißheit Gvatter
Und dienſtwilliger Felix Platter.

Es iſt ſchon im Eingange angedeutet worden, wie Platter ein beſcheidenes Burgerleben im Vaterlande der glänzenden Stellung eines fürſtlichen Leibarztes oder Hofraths in der Fremde vorzog. Mehrere ſeiner Dichtungen ſind in der That ein herzlicher Erguß ſeiner warmen Liebe zum Vaterlande und der Begeiſterung für deſſen Freiheit, deren Schutz und Beſtand er allein in einen einig frommen Sinn der Bürger ſetzte. So möge in der Art noch folgen ſeine „Vermanung zur Einikeit der Eidtgnoßſhaft, aus dem Sonet Th. Be. lieu montueux Suisse etc. verteuſcht rimeswis, in welchen die Capitalbuchſtaben lauten: **EINIKEIT ERHALT DIE EIDGNOSCAFT.**

Ein bürgiſch ort
Ir Fryheit groß
Notveſt biſt du
In hohem Standt
Kunſt, Richtum, Eer
Es ſy Krieg, Fridt
Iſt dan, ſag an,
Tuts dan dein Gut?
Ein Schatz villicht

Das Schwitzerlandt
Iſt weit bekant
Emſig und grecht
Einfalt und ſchlecht.
In deim Landt wert;
Dein man begert.
Glick Urſach dis,
Nein gwiß, nein gwiß!
Oder die Zal

Redlicher Leut — Schaffen den Fal?
Haſt nit den Sig — Clar macht und kunt
An Oeſterich — An dem Burgundt?
Lob Gott mit Fliß — Förcht in alzeit,
Tracht's wol, das alſo — Tut d'Einikeit!

Auf ein andre Weis, rimpt ſich überal:

Ein Einikeit — Der Eidtgnoßſchaft
In der Fryheit — Ir Weſen ſchafft,
Nit ſtarcke Handt, — Ein großer Gwalt,
In Stett und Landt — Erſtreckt, erhalt; (iſt erhal-
Kein Gut noch Macht — Iſt Urſach dran, [tend).
Einikeit macht — Das ſy gewan
In kurtzer Zeit — Gut Leut und Ehr,
Tut nit der Streit — Nit Kriegesheer;
Einhelikeit — On Glisnery
Redlicher Leut — Schwitz machet fry.
Hierzu ſo ſchickt — Chriſtus ſin Gaben
Allezeit Glück — Allzeit ze haben.
Lob, Eeer und Preis — Fridt, Freudt hiemit!
Trachtens mit Fleis — Trennen Euch nit;
Durch Einikeit nimpt zu klein Ding,
Uneinikeit macht Großes ring.

Vor Allem verlangt Plater aber Tugend und ſtrenge Ehrbarkeit von den Räthen und Richtern, die dem freien

Volke vorstehen. So wünschte er folgende Ueberschrift am Rathhause zu lesen:

Ein Rathsherr der ins Radtshus dritt
Seine Affekt nem er nit mitt,
Sunder Verbunst, Nüdt, Haß und Grimm,
Frindschaft und Gunst leg er von ihm,
Und urtheile gleich wie er wolt
Im gleichen Fall ihm gschechen solt,
Dan nach dem er urtheilt und richt
Wirt er gricht' vor Gottes Gricht.

In historischen oder symbolischen Gemälden, die in Rathsälen und Kirchen zur Erweckung edler Gefühle prangen sollten, sah der amtstreue, pflichtgestrenge Plater im Gegentheil ein Hinderniß für die unausgesetzte Aufmerksamkeit und das stets wache Nachdenken, das bei jeder Verhandlung, jedem Vortrage nothwendig Statt finden sollte. Wie abhold er solchen Darstellungen ist, zeigt sein Reim: „von Gemälen, die in Kirchen und Ratsheußeren werden ufgerichet."

Gleichwie mit G'mälen Kirchen zieren
Im Zuhören uns thut verfieren
Und machet, das unsre Gedancken
In dem Gebett irren und schwanken;
Also wan man molet die Ort
Do man sol Acht haben uf d'Wort
Die man sol reden oder hört,

Das Gmäl die Sinn eim baldt verkert,
Das Eins des minder auf d'Wort acht
Und mer des Gmäls Verſtandt nochtracht.

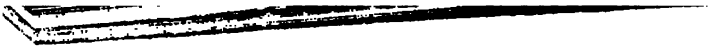
Hienach mag nicht unpaſſend folgen, wie Dr. Felix Plater den in Rath gewählten Hrn. Wolfg. Wiſſenburger beglückwünſcht und mit ihm einen dialogum hält:

Dr. Felix Herr Wolf, Gott geb Euch Gnodt und Glück!
W. W. Ir machen das ich ſchier erſchrick!
Dr. F. Gott geb Euch Gnodt, vil Glück und Heil! —
W. W. Arbeit domit ein guten Theil.
Dr. F. Ir dörfen dorumb nit verzagen.
W. W. Ir kennen worlich wol vorſagen.
Dr. F. Mir ſagt's mein Finger an der Handt —
W. W. Ir handt mich blogt, es ein Schandt!
Dr. F. So drumbt es mir und war mir for —
W. W. Ein Schafner, Rathsher oder Thor.
Dr. F. Das Mittelſt iſt Gott lob geroten!
W. W. D'Schafney die geb mir beſſer Broten!
Dr. F. Es ligt nit wenig an der Eer.
W. W. Ich hielt an vil Inkommen mer.
Dr. F. Es gibt Vogtien baldt darneben.
W. W. Das kan wol bleiben underwegen.
Dr. F. Ich bitt londt mich ſein Ewer Frindt!
W. W. Gwis, wie ir alzeit gweſen ſindt. —
Dr. F. Daß Horres Morres uns nit trenn!
W. W. Geltend, daß ich Euch nit mer kenn?

Dr. F. Doch gendt mir jetz das Bottenbrot!
W. W. Gondt in die Brey, londt mich on Not!

So pflegte Plater fort und fort alles was in heiteren oder trüben Stunden ſein Gemüth bewegte und durchzog „rimsweis“ auszudrücken und vor ſeinen Blick zu legen; und ſo, bis in Tod reimend, hat er ſich ſelber denn auch den Grabſteinreim geſetzt:

Auff Erden war diß mein Beruff,
Von allem dem, das Gott erſchuff,
Etwas zu erfahren und zu wiſſen,
Hab ich von Jugend mich befliſſen,
Und ſolchs anwenden thun und kehren
Ins Menſchen Nutz uud Gott zu Ehren.
Jetzund mein Seel ins Himmels Frewd
Anſchawet Gottes Herrligkeit,
Biß daß der Herr am jüngſten Gricht
Den Leib und Seel zugleich auffricht!



Die
Stiftung des Kloſters Schönthal.

Eine Sage.

Von

J. S.

Die Stiftung des Kloſters Schönthal.

Eine Sage.

Kennſt du im Waldesgrunde
Das Kloſter alt und grau?
Verödet ſtehn die Räume,
Zerfallen iſt der Bau.

Verſtummt iſt längſt das Beten,
Verklungen des Glöckleins Klang,
Das ſonſt zur Abendfeier
Getönt das Thal entlang.

Doch der in frommen Minnen
Einſt weihte den Altar,
Ob auch die Lamp' erloſchen —
Er kniet noch immerdar.

Er kniet, die blaſſen Lippen
Zum Gruße leis' bewegt,
Er hat die gefalteten Hände
Auf's ſteinerne Herz gelegt.

Von hoher Niſche ſchauet
Der Jungfrau Gnadenbild,
Sie neigt zum ſtillen Beter
Das Antlitz hold und mild.

Es ſchmiegt ſich ihr zu Füßen
Gebannt des Löwen Muth,
Ein Hauch wie Himmelsfriede
Ob den Gebilden ruht.

Willſt, daß auf leichten Schwingen
Sie nahen ungeſehn,
Laß von dem holden Zauber
Der Mondnacht dich umwehn.

Beim leiſen Waldesrauſchen
Steh dann, und lauſche ſacht,
Wenn von dem ſteinernen Schlafe
Die alte Sag' erwacht.

„Nur zu! Muthig hinan! Ein Sprung noch, und wir ſind oben. .

Wie ſtille iſt's ringsumher . . und wie herrlich hier — hinabzuſchauen in die dunkelnden Thäler, fernhin den Blick über Fluß und Ebene ſchweifen zu laſſen nach den ewigen Gletſchern, die jetzt das Abendroth verklärt — und drüben — *Salve Italia!* — Froburg heißen dieſe Trümmer, ſagteſt du?"

„Hier auf dem Felsenvorsprung laß uns ruhen. Schon schleicht der Abendwind durch das Gesträuch, um das verfallene Gemäuer, und weckt leise die Stimmen der Nacht.“

„Vielleicht auch die Stimmen der Vergangenheit! „Gewiß“, fuhr Walter nach einigem Stillschweigen fort, so oft ich auf meinen Wanderungen den Spuren eines vormals großen, nunmehr entschwundenen Daseins begegne, regt sich in mir der Gedanke, ob denn all' das Leben, welches die Jahrhunderte und Jahrtausende bisher verschlangen, für die Nachwelt verloren gegangen, ob die Pulse, die einst jenes Leben in Haß, in Liebe und in Trauer so leidenschaftlich bewegten, empfindungslos stille stehen mußten, wie der Pendel einer abgelaufenen Uhr — ich spreche nur dunkel aus, was ich empfinde, aber ich kann die Ahnung nicht abweisen, daß in Augenblicken wie der gegenwärtige, unsichtbar sich Gestalten aus vergangenen Tagen um uns drängen, längst vergessene, oder nie gekannte Dinge uns zuflüstern, als sehnten sie sich, wie in dem Märchen von Undine, im traulichen Verkehr mit dem befreundeten Menschengeiste die verlorene Seele wieder zu gewinnen.

„Ich kenne“, erwiederte Heinrich, deine Vorliebe für derartige Phantasien, die, wofern man ihnen freien Spielraum gewährt, mit vollen Segeln in's Weite schweifen, und die nüchterne Vernunft verächtlich an's Schlepptau nehmen. Doch es sei; ich will die Möglichkeit nicht läugnen, daß geheime Fühlfäden aus ferner Vergangenheit zu uns herüberlangen,

und im Stande ſind, eine Gemeinſchaft geiſtiger Art mit der Gegenwart zu vermitteln. So wäre ich begierig zu vernehmen, ob nicht dein spiritus familiaris dir jetzt auch etwa dienſtfertig zu Seite ſteht, allerlei Heimlichkeiten dir in's Ohr raunt, und deinem innern Auge die Schätze der alten Froburg aufſchließt? — Rufe ſie zu uns her, an's Tageslicht, die Schatten aus ihrem tauſendjährigen Schlafe!"

„Und ſteht es dann auch in unſerer Macht", rief Walter, die entfeſſelten Geiſter wieder zurückzubannen in ihr ödes, nächtliches Reich? Müſſen wir nicht befürchten, daß unſere Einbildungskraft, ihrer Bande einmal ledig, zuletzt von ihren eigenen Schöpfungen zu Tode gehetzt werde! . . Doch das iſt ja eben das Seltſame in unſerer Natur, daß zuweilen das Gelüſte uns befällt, die beengenden Schranken der Wirklichkeit zu durchbrechen, der dunkeln Zukunft in Ahnungen vorzugreifen, oder die Vergangenheit mit den wunderbaren, oft wunderlichen Creaturen der Phantaſie zu bevölkern. Und da wir nun einmal dieſes räthſelhafte Gebiet betreten haben, darf ich an dein eigenes früheres Verſprechen wohl erinnern; du erwähnteſt, als wir bergan ſtiegen, einer gewiſſen Sage, die mit der Geſchichte dieſer Burg in Verbindung ſtehen ſoll; jener Adelbert —

Nun recht, ſagte Heinrich, du eilſt geradezu medias in res, ſo ganz nach üblichem Novellenſtyle, da denn jede Einleitung, mit welcher doch eine rechtſchaffene Erzählung billigerweiſe anheben ſollte, zu kurz kömmt. Darum mag dir's

genügen zu wiſſen, daß hier, wo nur ſpärliche Ueberreſte noch aus Schutt und Geſtrüpp hervorragen, einſt der Stammſitz eines edlen ritterlichen Geſchlechtes war, an deſſen Namen ſich von frühen Jahrhunderten her manche denkwürdige Erinnerung knüpft. Mächtig waren ſie, die Grafen von Froburg durch ihren Reichthum an Land und Leuten, hochangeſehen durch ihre Frömmigkeit, die in den Zeiten herrſchender Rohheit und Willkür den Mangel an edlerer Bildung wohl erſetzen mochte. Darf man doch nicht überſehen, daß der damals herrſchende Glaube an das Verdienſt äußerer Werkthätigkeit, durch den an öder Stätte der Grundſtein zu ſo manchen Kapellen und Klöſtern gelegt ward, den ſpätern Geſchlechtern iſt zu Gute gekommen, die ihre geiſtige Entwicklung gefördert ſahen durch die Pflege, welche der Kunſt wie der Wiſſenſchaft in ſtillen Kloſterzellen zu Theil ward. Die Hoffnung auf Gewinn äußerer Vortheile ging wohl nicht ſelten auch mit dieſen frommen Neigungen Hand in Hand; während die angerufenen Heiligen und Märtyrer kraft der Fülle ihrer Gnade dem mildthätigen Stifter den Weg zum Paradieſe bahnten, genoß dieſer ſchon hienieden die Gunſtbezeugungen der geiſtlichen Oberhäupter, um ſo mehr, da dieſe zur Beilegung ihrer Fehden oft genug der weltlichen Waffen und eines Bundesgenoſſen bedurften. Das freundnachbarliche Vernehmen, welches in früherer Zeit namentlich, Anfangs des eilften Jahrhunderts, zwiſchen dem Biſchof von Baſel und den mächtigen Grafen von Froburg beſtand, und ſich in der Folge, da

Glieder dieſes Hauſes ſelbſt die geiſtliche Würde bekleideten, noch mehr befeſtigen mußte, mochte wohl in ſolchen und ähnlichen Rückſichten ihren Grund finden. Allmälig hatte ſich aus demſelben das Verhältniß des Lehnsverbandes entwickelt, und mehrere der Kirche zu Baſel angehörende Beſitzthümer, welche innerhalb der Grenzen des damaligen Sißgaus lagen, waren auf dieſe Weiſe der Verwaltung jener Grafen anheimgefallen.

Damals erhob ſich an dem nördlichen Abhange des obern Hauenſteins, inmitten dunkler Tannenwälder, auf hohem Bergrücken die Veſte Waldenburg, und ſchaute kühn mit ihren Zinnen und Thürmlein über die Gehöfte des Thalgrundes hinaus in die Ferne. Während vieler Jahre hatten kaiſerliche Vögte innerhalb dieſer Mauern ihr Weſen getrieben, hatten das Land mit frecher Willkür unter dem Joch gehalten. Doch ſeit dieſe Herrſchaft durch Vergabung Heinrichs des Dritten Eigenthum des Biſchofs geworden war, und über dem Burgthor nunmehr das Wappenſchild ſeiner Lehnsträger, der Edeln von Froburg prangte, ſchien der düſtere Geiſt, der gleich einem Alp über den Hütten und Häuptern der Leibeigenen gelegen, zu verſchwinden. Freier athmeten dieſe wieder auf, brachten um ſo dienſtwilliger dem milden Gebieter die ſchuldigen Gefälle und Zehnten in die Scheuer, und der Hirte, wenn er jetzt bergan trieb, und etwa zur Luft die ſteilen Felſen hinankletterte, verweilte manchmal lauſchend in der Nähe des ſonſt gefürchteten Schloſſes, hörte er droben die Zither des vorüberwandernden Spielmanns erklingen.

In dem damaligen Burgherrn hatte ſich jener ehrenfeſte ritterliche Sinn erhalten, durch den das Anſehen und die Macht der Vorfahren war begründet worden. Seine perſönliche Tapferkeit ſchreckte den raubſüchtigen Adel in der Umgegend, der zuweilen es gewagt, die einſamen Bewohner der Bergthäler zu überfallen, durch Drohungen und mit bewaffneter Hand ſich Beute zu ertrotzen. Mit Blitzesſchnelle eilte er, ſobald die Kunde von ſolchen Unbilden ihm zu Ohren kam, mit ſeinen Gewappneten dem Feinde entgegen, und es mag wohl mancher im Zweikampfe die Rache, die er genommen, ſchwer empfunden haben. Gerechtigkeit zu üben, und eingedenk des erworbenen Ruhmes ohne Fehl zu handeln, war ſein Streben, und ſchien ihm Pflicht des ächten Ritters zu ſein. Den Ernſt aber, der ihn bei ſolcher Sinnesart beherrſchte, milderte ungeheuchelte Frömmigkeit, die ihren Lohn allein in der Verehrung deſſen fand, was die alleinſeligmachende Kirche als göttlich Unwandelbares pries, und oft hat der Abendſtrahl, der durch die bunten Scheiben in die Schloßkapelle fiel, wie verklärend auf den in Andacht verſunkenen Geſtalten des Ritters und ſeiner Gemahlin Sophia geruht, während die blühenden Knaben, Adelbert und Volmar ihnen zu Füßen in kindlicher Unſchuld mit dem Saume ihres Gewandes ſpielten.

Nach ſolchem Vorbilde, unter ſolchen Einflüſſen wuchſen die beiden Brüder als kräftige Sprößlinge eines edlen Stam-

mes heran. Frühe ſchon waren ſie, wie dieß in jenen Zeiten wohl nichts Seltenes ſein mochte, mit dem Schwert und mit dem Bogen vertraut geworden, hatten wetteifernd ihren Muth erprobt, wenn ſie die ſchroffen Höhen in der Umgegend mit Lebensgefahr erklimmten, dort den Stürmen und jeglichem Ungemach trotzten; oder wenn ſie Tage lang im Forſte die Spuren des Wildes verfolgten, nicht eher raſtend, als bis ein günſtiger Erfolg ihre Bemühungen belohnt hatte, und ſie dann mit Beute beladen heimkehren konnten. So vereinigte die Jünglinge gleichartige Sitte, obwohl Anlagen und Gefühlsweiſe ſie ihrem innerſten Weſen nach unterſchied; ein Gegenſatz, der bei vorgerücktem Alter immer deutlicher hervortrat. Bei dem Genuſſe unumſchränkter Freiheit hatte Volmar, ſeiner Neigung folgend, durch fortwährende Uebung in den Waffen ſich zum tüchtigen Jäger gebildet; durch Gebirg und Thal zu ſchweifen, blieb ſeine höchſte, ſeine einzige Luſt. Adelberts empfänglichen und tiefern Gemüthe war dagegen in der Einſamkeit nach und nach eine fremde, unſichtbare Welt aufgegangen, in die er ſich mit allen ſeinen Gedanken und Empfindungen verſenkte, über deren weſenloſen Geſtalten er nur zu bald und zu ſeiner Qual der Wirklichkeit vergaß. Vor ſeiner Seele ſchwebte ein hohes unerreichbares Ziel, all' ſein Streben war nach ihm gerichtet; aber ferne ferne lag es, und kein Pfad leitete den irren Wanderer. Da verſchwand immer mehr der heitere unbefangene Jugendſinn; finſterer Unmuth *befchlich* ihn, wenn er in Liedern die Namen und die Thaten

der Helden preisen hörte, denn er gedachte dann seines eigenen werthlosen Daseins; jeden tröstenden Zuspruch wies er von sich ab. Doch bisweilen weckte plötzlich die Erinnerung an seine frühern glücklichen Träume ihn aus dem Zustande der Erstarrung auf; alle Hoffnungen, in denen er sich einst voll Selbstgefühl gewiegt, und die er begraben, sie schienen jetzt wie rächende Geister ihn zu umringen, ihn zu ängstigen. Wenn um ihn her, vom Sturme bewegt, die dunkeln Tannenwälder aufrauschten, glaubte er in den dumpfen, fast klagenden Lauten seine eigene Stimme zu vernehmen, und düstere Ahnungen stiegen in seiner Seele auf. Lichtere Augenblicke traten dann wieder ein, und gleichwie die ihn umgebende Natur nach Gewitterschauern im Sonnenscheine in tausend und aber tausend frischen Farbentönen erglänzte, so schien auch das Uebermaß innerer Qual besänftigend auf sein Gemüth zu wirken, schien den Lebensmuth von neuem in ihm anzufachen. Auf dem hohen Söller stehend, wandte sich dann sein Auge mit Sehnsucht nach den Gebirgen, die ferne in blauer Dämmerung lagen, als wollte er das ungestillte Verlangen, und alles Leid in die unermessenen Räume hinübertragen. Dort, dort, war es ja vielleicht, so träumte er, wo das dunkle Räthsel seines Lebens sich lösen sollte, wo Ruhe endlich ihn erwartete nach ruhmvoll erstrittenen Siegen. . .

„Du bist ein Schwärmer, Adelbert", pflegte ihm da der stets frohe Volmar zuzurufen; „was soll diese trübe Laune, was hängst du fort und fort deinen wahnwitzigen Trugbildern

nach? Auf, ſag' ich dir, ermanne dich, und ſchaff' mir vor Allem das Lumpengeſindel von Sängern auf die Seite, denen du Gehör giebſt, häng' ihnen ſtatt des Lohnes einen wohlverdienten Mühlſtein an den Hals — Burſche, die mit ihrem Geleier deine Kraft einſchläfern, und dich zu ihresgleichen herabwürdigen. Weg mit ſolchem Tand; im dunkeln Forſt dagegen, wie's deine Freude einſt war, mit Bären und Wölfen ſich herumgebalgt, ſolch' Beginnen iſt eines Ritters würdig; laß das Schwert nicht roſten in Friedenszeit; und," ſetzte er dann eines Tages, ihm vertraulich auf die Achſel klopfend, hinzu: „beim Sanct Hubertus, meinem Schutzpatron, mit dem faulen Frieden ſoll's ein Ende haben; ich ſchwör' es dir, morgen ſchon ſollſt du deinen Lanzenſchaft und deinen Bogen an einem edeln Wild verſuchen; halte dich bereit!"

Adelbert nahm die öftern Vorwürfe ſeines Bruders meiſt unter Stillſchweigen hin, dießmal um ſo eher, da der letztere Vorſchlag einem lang gehegten Wunſche entſprach, und er durch äußere Thätigkeit den ſelbſtpeinigenden Gedanken zu entrinnen hoffte. Er vermied es übrigens vorſätzlich, Geſpräche zu unterhalten, wodurch die Kluft, welche beide Brüder bei ſo ungleicher Gemüthsart auseinander hielt, ſich nur hätte erweitern müſſen.

Die Kunde eines bevorſtehenden Jagdzuges, und die durch Volmar demgemäß ertheilten Befehle hatten unter der geſammten Dienerſchaft, welcher die Einförmigkeit des Schloßlebens

wenig behagte, die fröhlichſte Stimmung erregt. Unter dem kühlen Schatten der Linde, die mitten im Burghofe ihr grünes Laubdach über den Ziehbrunnen ausbreitete, hatten ſich nach und nach die Knappen und Knechte eingefunden, jeder auf ſeine Weiſe ſich nun geſchäftig erzeigend. Da wurden die Waffen, deren man bedurfte, aus der Rüſtkammer herbeigeholt, und blank geſcheuert; das lederne Riemenzeug war hie und da auszubeſſern, den Waidmeſſern mangelte es noch an gehöriger Schärfe, Allem dieſem ſollte abgeholfen werden; und wie bei ſolchen Anläſſen nicht bloß die Hände in Bewegung gerathen, ſo fehlten auch nicht die Schwänke, Erzählungen früher beſtandener Abenteuer, wobei denn mancher die Rolle, welche er dabei geſpielt, in das vortheilhafteſte Licht zu ſetzen nicht unterließ.

„Nun, Meiſter Grillenfänger", hub zuletzt ein junger Knappe an, der ſeine Pfeile gar eifrig am Steine des Brunnens wezte, während ein ältlicher Mann, welchem dieſe Anrede galt, in behaglicher Ruhe dem Treiben in einiger Entfernung zuſah — „Wer hat Euch denn auf einmal einen Riegel vor den Mund geſchoben, daß ihr allein da ſitzt, ſtumm wie'n Fiſch, nicht auch zugreift? Meint ihr etwa, für den geſpendeten Trunk, mit dem ihr euere allzeit durſtige Kehle nezt, hättet ihr vorab das Recht, die Hände in den Schooß zu legen? Nur friſch wie's kommt, uns wenigſtens ein Liedlein geſungen, je ſchnurriger deſto beſſer, ſo gleitet

die Arbeit flink unter den Fingern weg, und s'gibt auch mitunter was zu lachen."

„Nichts für ungut, junger Gelbschnabel", erwiderte gelassen der Spielmann, den seine Kleidung als solchen bezeichnete; „ich meine, das leichtfertige Geschwätz stünde euch zu andern Zeiten besser an, als gerade jetzt. Zwölf Paternoster, und so viele Ave Maria solltest du am Rosenkranze herunterbeten, auf daß euch morgen im Gebirge nichts Ungerades widerfahre. Ich bin ein alter Mann, hab' Manches von wunderlicher Art gesehen und gehört, sag's euch unverholen: droben im Walde ist's nicht geheuer; Kobolde, Geister böser Art hausen darin; wahret euch!"

„Oho, pfeift ihr auf diesem Loch?" rief lachend der Bursche; „Geschwätz das, um die Narren und Weiber zu ängsten. Wißt, daß ein Waidmann, der sein sicheres Geschoß führt, selbst dem Beelzebub und seinen Heerschaaren ein Schnippchen schlägt, geräth er ihm in die Schußweite. Lernt Respect vor Leuten unseres Schlags, und soll's vor Euch eine kleine Probe gelten — meinethalb, schaut dort 'mal in die Höhe."

In blauen Lüften, kaum erkennbar, schwebte ein Raubvogel; in immer enger gezogenen Kreisen senkte er sich nieder, stürzte endlich auf eine ängstlich flatternde wilde Taube, und flog mit seiner Beute gerade über das Schloß hin. „Nun gebet Acht," sagte der Knappe, und legte mit der Armbrust an. Der Pfeil schwirrte empor, der angeschossene Weihe ließ

seinen Raub los, und flüchtete mit schwerem Flügel thalüber in den Forst, während die gerettete Taube auf einem der runden Eckthürmchen sich niederließ.

„Gut gezielt, Bursche", sagte der Spielmann; „der Schuß macht dir Ehre; hätte dir's nimmermehr zugetraut. Doch mit eueren Bolzen ist's nicht gethan, und was ich vorhin sagte, wahr bleibt's in alle Ewigkeit. s'gibt Oerter und Schluchten, wo die unsichtbaren Mächte mit den Menschenkindern ihr unholdes Wesen treiben, glaubt mir's; ihr schüttelt eher das Pech von euerm Wamms, als so'n Spuck, wenn er euch im Nacken sitzt; fürwahr, ich hab's erlebt."

„Nun seht einmal den wunderlichen Kauz an", riefen die Umstehenden, die ihre Neugierde ob solcher Rede nicht ganz verbergen konnten; „erlebt? ha, was denn? So erzähle, berichte, Meister Conrad, wir hören zu; sollten wir dich aber da auf einem Lügenmärchen ertappen, wird dir der Kopf gewaschen und tüchtig; das merke dir."

„Hab's nicht nöthig; ist es doch an der Wahrheit schon mehr als genug," begann der Spielmann, den es nicht wenig freute, ebenfalls zur allgemeinen Unterhaltung Einiges beizutragen zu können. „Ich also — nun, ihr kennt mich, wißt, daß ich stets, wie der Vogel unter'm Himmel in Gottes weiter Welt herumwandere, und wo ich auf meinen Fahrten irgend ein freundlich Gehöfte treffe, oder wo von der Höhe eine Burg heruntergrüßt, da schnall' ich mein Reisebündel ab, und bringe meine Sprüchlein an, wie's eben gehen

mag; bin auch überall wohl gelitten. Kam ich da jüngſt von Solothurn her, mit einem Brief an Junker Welf von Falkenſtein — s'muß etwas apartes geweſen ſein; denn kaum war das Siegel erbrochen, wurde Befehl ertheilt mir ein Roß zu ſatteln, ich müſſe eilends gen Baſel, mit einem Schreiben an euern Biſchof. Nun, den Botenritt durfte ich dem geſtrengen Herrn nicht abſchlagen, machte mich alſo auf den Weg. Unten im Thale aber fand ich noch ein paar junge Geſellen vom Falkenſteiner zechend und guter Dinge; die ſetzten mir mit Poculiren gewaltig zu, und ſintemal der goldene Rebenſaft zu jeder Zeit abſonderliche Neigung nach mir verſpürte, ließ ich mir's eine Weile wohl behagen, hatten ſo gemächlich und in dulci jubilo der Zeit ein Ohr abgeplaudert. Draußen aber nachtete es ſchon; ein Wetter war im Anzuge, Blitze zuckten durch die ſchwarze Wolkendecke, und ferner Donner rollte über die Berge hin. Das ſchreckte mich nicht; wohlgemuth beſtieg ich mein Roß, und im ſcharfen Trabe ging's dem waldigten Gebirge zu, dem Gewitter entgegen, das immer bedrohlicher ward, und zuletzt mit aller Gewalt losbrach. Das gab euch eine Nacht! Denn als ich ſo zwei lange Stunden in Regen und Sturm und in hölliſcher Finſterniß mich herumgetrieben, wurd' ich erſt gewahr, daß ich mich im verwünſchten Walde verirrt hatte. Ich bekenn' es, gar ſeltſam wurde mir da zu Muth; wunderliche Fratzen ſtiegen hier und dort im rothen Wetterſcheine auf, ſchnappten links und rechts nach mir, und verſchwanden wie-

der in der Dunkelheit um in erneuter Ungestalt emporzutauchen. Nun begann ich wahrlich alle Heiligen anzurufen, und hohe Zeit war's; denn plötzlich neben der Tanne, darunter ich mich verkrochen, höre ich ein Stampfen und Prusten, dicht an mir an knacken die Aeste entzwei wie schwache Binsen — Heilige Mutter Gottes, was sah ich zuletzt beim Blitzesschein? Ein scheußlich Ungethüm war's, schwarz, zottig — der wahre Gottseibeiuns — mit glühenden Blicken stürzt, rast es auf mich zu, stampft mich zu Boden, und mein Roß —

Ein höhnendes Gelächter unterbrach jetzt des Abenteuerers Erzählung. „Ei du Tölpel", schallte es rings um ihn her — „in deiner Weinlaune hast du die Hauer eines Ebers für des Teufels Hörner angesehen; bist ein gewaltiger Jäger. Aber halt, dir ist's nicht erlassen, mußt nähere Bekanntschaft mit dieser Belialscreatur machen; Spielmann, morgen gehst du voran, zeigst uns den Weg, und — keine Ausflüchte, oder dir sollen die Nachtigallen wahrlich zum letztenmale gepfiffen haben!"

Dieser schien aber ungeachtet des Spottes, der von allen Seiten sich reichlich über ihn ausgoß, in seinem Glauben an eine übernatürliche Erscheinung nicht wankend zu werden, und bereits drohten die anfänglichen Scherzreden in ernstlichen Streit umzuschlagen, als die Töne eines Hifthorns aus der Ferne die Aufmerksamkeit nach einer andern Seite hinlenkten. Die Fallbrücke ward niedergelassen, und nach einiger Zeit ritt Volmar, begleitet von zwei Knappen zum Burg-

thor herein. In ungeduldiger Erwartung hatte er am Vorabend der Jagd die nächste Waldgegend durchſtreift, und glücklicher Weiſe die friſche Fährte des Wildes entdeckt, zu deſſen Erlegung mit allem Fleiß die vorläufigen Anſtalten waren getroffen worden.

Mit Tagesanbruch wiederhallte der Schloßhof von Hörnerklang, von Hundegebell, vom Hufſchlag der Roſſe, und frohen Muthes ſetzte ſich jetzt der ſtattliche Zug nach dem Gebirge in Bewegung. Ein dichter Nebel lag noch wogend über den Tiefen, ſchwebte dann theilweiſe aufwärts, und löste ſich, als endlich in aller Pracht das Tagesgeſtirn hervorgetreten war, in leichte Wölkchen auf, die gleich einem weißen Flor hie und da an den dunkeln Wipfeln der Tannen vorüberſtreiften. Im herrlichſten Morgenglanze lag nun die Gegend da; der Geſang der Vögel ſchwirrte durch die klare Luft, und dazwiſchen klang munter das Hallo der Jäger in die Einſamkeit des Waldes hinein. Auch Adelberts Inneres erſchloß ſich, inmitten dieſer allgemeinen Luſt; indem er unbefangen die äußere, mannigfach belebte Welt auf ſein Gemüth wirken ließ, ſchwand der bittere Gram, der wie ſchleichendes Gift an ſeiner Jugend zehrte; weckte doch Alles, was ihn umgab, ſelbſt der friſche Duft, der wolkenloſe Himmel in ihm ein Gefühl gegenwärtigen Glückes und harmloſen Friedens, desgleichen er längſt nicht mehr genoſſen hatte. So ritt er, bald in frohem Geſpräche, bald wieder in ſtilles Sinnen verſenkt, neben Volmar den bethauten Waldweg hinan, und durch das

Blättergrün glitten zuweilen die goldenen Streiflichter gleich aufleuchtenden Gedanken über das blasse schöne Gesicht.

Bald aber wurde die Waldung dichter, die spärlichen Pfade gingen im wilden Gestrüppe verloren. Nun waren die Reiter genöthigt von den Pferden zu steigen, und der Zug löste sich auf, um nach verschiedenen Richtungen sich Bahn zu brechen. Auf diese Weise geschah es, daß Adelbert sich unvermerkt nach einiger Zeit in der Einsamkeit allein fand; die Jagdhörner und der Ruf der Knappen tönten immer entfernter und schwächer zu ihm her. „Immerhin," dachte er zuletzt, geht euere Wege, verlaßt mich; kann ich doch um so ungestörter deinen Spuren nachwandeln, wieder lauschen deiner geheimnißvollen Sprache, segenspendende Natur!" .. Indessen drang er mit rüstigen Schritten, der Hindernisse nicht achtend, durch Niederungen und über Höhen auf's Gerathwohl weiter vor, unbekannte Thalgründe mit stillen heimlichen Weidplätzen thaten sich seitwärts vor ihm auf, kein Laut regte sich in der Einöde; hie und da nur vernahm er das heisere Geschrei eines Raben, der gescheucht von seinen Tritten aufflog, oder es war ein Eichhörnchen, das in den Zweigen raschelnd, auf den ungebetenen Fremdling neugierig herabschaute. Mehrmals blieb er horchend stehn, und rief, um sich zurecht zufinden, nach den Gefährten; doch erhielt er keine Antwort; was zurückschallte, war nur die eigene Stimme, welche das Echo der gegenüberliegenden Felswand doppelt und dreifach zurückgab. Dessen ungeachtet setzte er

ſeine Wanderung in gleicher Richtung fort, zumal da er hoffte, von den jenſeitigen Höhen herab die jetzt ihn umgebende Wirrniß überſchauen, vielleicht auch den einen oder den andern ſeiner Begleiter in der Ferne entdecken zu können.

Nach einiger Zeit begann das Walddunkel ſich wieder zu lichten, die Fernſicht blieb beſchränkt; er ſtand noch immer rings von Bergen umgeben, die von Morgen und Mitternacht bald wellenförmig ſich hinzogen, bald in ſchroffe, von Tannen bewachſene Flühen ausliefen. Zwiſchen dieſen Höhenzügen eingeſchloſſen, gleichſam geborgen vor der äußern Welt und ihren Stürmen, lag ein liebliches, ſanftanſteigendes Thal, in welchem blumenreiche Matten mit ſchattigen Gebüſchen auf das Anmuthigſte abwechſelten. Durch üppig ineinanderwucherndes Geſträuch nicht ohne Mühe einen Pfad bahnend, gelangte er in der Niederung an einen Weiher; dichtes Laubwerk überwölbte ſeine Ufer, und ſpiegelte ſich zugleich mit der Bläue des Himmels auf der klaren unbewegten Fläche. Von da rieſelte ein Bach in muntern Sätzen abwärts, und verlor ſich nach vielfachen Windungen endlich unter Gras und niederes Gezweige. Mit Entzücken verweilte ſein Blick auf dieſer blühenden Wildniß, die keines Menſchen Fuß je ſchien betreten zu haben, und über welcher der goldene Duft des herrlichen Sommertages zitterte. Hier lud Alles den Ermatteten zur Ruhe ein. Unter dem Schatten eines Ahorns, an einer Stelle, wo der Bach zwiſchen bemoosten Felſenſtufen hinabglitt, legte er ſich nieder, lauſchte da dem

fernen Gesumme der Bienen, folgte dem Fluge des Schmetterlings, der draußen im Sonnenscheine über wogenden Blüthenfeldern schwebte, und das einförmige Rauschen des Wasserfalles wiegte ihn nach und nach in einen Halbschlummer ein, während wundersame, ahnungsvolle Bilder, mit der Wirklichkeit verwebt, traumhaft an seiner Seele vorüberzogen.

Ihm war, als folge er noch immer Thal auf und ab, und durch Felsklüfte der Fährte des Wildes nach, als stiege er dann nieder in weite unbekannte Gegenden. Stolze Burgen sah er auf den Höhen, Städte in der Ebene erglänzen; kein lebendes Wesen trat ihm entgegen. Und weiter trug es ihn, wie auf unsichtbaren Fittigen vorüber an Ländern, Strömen und Gebirgen, bis er zuletzt vor einem dunkeln himmelanstrebenden Gebäude stille stand. Da schien es auf einmal, als rufe eine wohlbekannte Stimme aus den innern Räumen wiederholt: „Adelbert, Adelbert!“ und wie er sich umsah, war es eine hagere Gestalt, in langem weißen Mönchsgewande, mit schwarzem Scapulier, die riß ihn hastig mit sich fort — durch weitgeöffnete Bogenhallen, über Gräber ging der Weg, verworrenes Getöse, wie ferne Brandung scholl ihm entgegen; dazwischen ertönte feierlicher Gesang, der allmälig zum gewaltigen Strome anschwellend, sich durch die Wölbungen ergoß, und, als schwebe er von Engelschören himmelwärts getragen, sich in leise, unnennbar süße Harmonien auflöste. Nun blickte Adelbert nach dem geheim-

nißvollen Führer; doch dieſer war verſchwunden; und wie er ſinnend über all' das Seltſame in die öde Dämmerung hinausſtarrte, flog auf einmal eine wunderbare Helle von Oſten her über die ganze Gegend; als ob Wolkenmaſſen von dem Sturmwinde gejagt würden, ſtoben jetzt nah und ferne die Gebirge auseinander, und vor ihm breitete das Meer ſeine unabſehbare Fläche aus. An dem Strande wimmelte es von Roſſen, von Kriegern und Streitwagen, Waffen blitzten im Sonnenglanze zwiſchen Staubſäulen auf, und das wälzte ſich unter endloſem Getümmel über die Ebene hin bis zu den Mauern einer mächtigen Stadt. Da wüthete ein mörderiſcher Kampf; Leichname füllten die Gräben; aber Schaaren auf Schaaren ſtürzten immer auf's Neue heran, Flammen und Rauchwirbel loderten um die zertrümmerten Wälle empor, und hoch in den Lüften flatterte zuletzt ein weißes Kreuz — die Siegesfahne über den Häuptern der Stürmenden —

Verſtört fuhr der Träumende auf, und griff in wilder Haſt nach ſeinem Geſchoß; lächelnd legte er es wieder nieder; lagen ja doch ringsum Berge, Gebüſch und Thal ſo friedvoll da, und wie von leiſem Mittagsſchlafe befangen, nirgends war die Spur eines lebenden Weſens zu entdecken. Er ſchloß die Augen wieder, und ſuchte fortzuſchlummern, als ein Geräuſch, gleich dem eines Nahenden, ihn von neuem weckte. War es auch dießmal bloß Täuſchung ſeiner aufgeregten Sinne? Kaum mochte er ſich's überreden, als an die Stelle der entflohenen düſtern Traumbilder eine Erſchei-

nung trat, die ſein Auge lange Zeit wie in Verzauberung feſthielt.

Ein Mädchen von engelgleicher Bildung ſchwebte, den Raſen kaum berührend, an ihm vorüber; ein lilienweißes Kleid umſchloß ſeine zarten Glieder, eine Fülle der ſchönſten blonden Locken floß gleich lichtem Golde loſe über den blendenden Nacken und über das Gewand herab, ſo daß die holde Geſtalt wie von einer Glorie umleuchtet ſchien. Seitwärts weidete ein Lamm im hohen Graſe, und hüpfte nun in muntern Sprüngen zur Quelle hin, wo das Mädchen, ſcheinbar ohne des Jünglings zu achten, ſich über den Waſſerfall neigte, und in kryſtallener Schale die niederrieſelnden Tropfen auffing.

Adelbert fuhr mit der Hand über Stirn und Augen, um ſich zu überzeugen, daß er nicht träume, daß nicht bloß ein liebliches Gaukelſpiel ſeine Sinne berücke, und kaum wagte er Athem zu holen, aus Beſorgniß, die flüchtige Erſcheinung möchte vor ihm wieder in ein troſtloſes Nichts zerfließen. Ein Strom der innigſten Empfindungen beſtürmte zugleich ſein Herz, ließ ihn anfangs keine Worte finden; endlich aber, überwältigt von ſeinen Gefühlen, und voll freudigen Staunens rief er aus: „Holdes Weſen, ja, du biſt es, du biſt's, nach welchem mich ſo oft die Sehnſucht zog, in ſchmerzvoll ruheloſen Tagen; warſt du es doch, die oft in Träumen ſich zu mir neigte, huldreich und tröſtend, wie eine vom Himmel Geſendete. O fliehe nicht, fliehe nicht, freundlicher Engel,

nun ein gütiges Geſchick mich zu dir führte, und mit dir des Lebens entſchwundener Frühling wiederkehrt! Nacht und Trauer fliehen, und ich ſelbſt, ich kenne mich nicht mehr!"

Lächelnd blickte das Mädchen bei dieſen Worten auf, und trat ihm mit holder Anmuth entgegen. „Du biſt ermattet", ſagte es mit ſüßer Stimme, und reichte ihm die Schale zur kühlen Labung; „wer rief dich, Jüngling, hieher in dieſe Einſamkeit?"

„Ich verlor den Pfad," erwiederte Adelbert; „meine Begleiter jagen drüben im Gebirge. Doch ſage mir, wer biſt du? Noch beengen Zweifel meine Bruſt. O laß mich es wiſſen, wo ich dich, ſollen wir uns trennen, wiederfinde! Ja, führte dein Weg nach der ärmſten Hütte im Thal, ich folge dir, deine Gegenwart wandelt ſie zum Paradieſe um!"

„Frage nicht, wer ich bin, wohin ich gehe," ſagte das Mädchen, und ein hoher Ernſt verbreitete ſich über die jugendlichen Züge, ſo daß Adelbert, von einem heiligen Schauer ergriffen, zurücktrat — „Du biſt ein Jüngling, und hegſt Jugendgedanken; irdiſche Hülle iſt es, die dich bethört; doch ward es dir vergönnt vor vielen Sterblichen, durch ſolche das Unnahbare, Ewige zu ſchauen, denn du ſtrebſt, wenn auch noch auf dunkeln Wegen, hinan zum rettenden Lichte. Wandle nun, wohin deine Beſtimmung dich rufen wird; gedenke der Stätte, da ich dir erſchien; droben wird der Lohn den Ueberwinder krönen!"

Eine überirdiſche Klarheit, welche die Helle des Mittags

rings zur Dämmerung werden ließ, umstrahlte mit einem Male die jungfräuliche Gestalt, und als hehre Himmelskönigin stand sie jetzt vor dem verwirrten und geblendeten Jünglinge. Ihm zur Seite aber begann es im selben Augenblicke zu rauschen, wie von dem mächtigen Flügelschlage eines Adlers; ein Löwe brauste mit funkelndem Wagen durch die Lüfte daher, und hob die lichte Erscheinung empor in die unendlichen Räume.

Adelbert hatte sich anbetend zur Erde geworfen, und verbarg sein Angesicht mit beiden Händen. Als er nach einer Weile mit thränendem Blicke aufwärts sah, war das Gesicht verschwunden — er hörte nur das Gesäusel des Windes in den Blättern, das einförmige Geplätscher des Wasserfalles durch die stille Einsamkeit.

Er raffte sich auf, und trat, wie verwandelt, nunmehr den Rückweg an, erfüllt von niegeahntem Frieden, beseelt von einer Kraft, die wie eine heilige Glut sein Innerstes durchströmte. Abgestreift schien ihm die Hülle, die bisher sein Dasein feindlich umnachtet; mit festem Blicke schaute er vorwärts in die Zukunft, und mit feierlichem Schwur gelobte er, der Hohen, Himmlischen, welche die dunkeln Pfade, die er gewandelt, so wunderbar erhellt, fortan sein Leben hinzugeben.

Und er blieb ihm treu, dem frommen Gelübde, das er damals mit brünstiger Seele emporgesendet. An der Stätte, wo die göttliche Jungfrau ihm erschienen, erhoben sich, nicht lange nach jener Zeit, die Mauern eines Klosters — im waldigten, un-

wegſamen Gebirge ein ſtiller Zufluchtsort für die Bedrängten, ein Pilgrimsziel für alle, die gleich dem frommen Stifter ſich nach der Ruhe ſehnten.

Er fand ſie bald.

Als die Flamme kriegeriſcher und heiliger Begeiſterung verödend über Länder und Städte zog, ſchloß er ſich zu Straßburg am Rheine den ritterlichen Schaaren an, die der Aufruf Bernhards von Clairvaux und Kaiſer Conrads des Dritten um das Panier des Kreuzes ſammelte. Vor Damascus lagerte das Chriſtenheer, es ſtürmte umſonſt; das Schwert der Saracenen, vielfaches Ungemach, und die Peſt rafften Tauſende dahin. Der Kreuzzug mißlang; nur wenige ſahen ihre Heimat wieder.

Verödet ſteht jetzt längſt das Kloſter; frommer Sinn ließ daſſelbe einſt entſtehen, ließ es blühen Jahrhunderte lang; Mönche und Nonnen von der Regel des heil. Benedict, auch Auguſtiner hatten in verſchiedenen Zeiträumen daſelbſt ihren Aufenthalt; loſe Sitten und Verwilderung der ſpätern Bewohner führten nach und nach ſeinen Verfall herbei.*) Aber die wunderbare Sage ſeiner Gründung lebt noch immer in der Gegend fort, und an dem Portale verkündet ſie dir der Stein mit ſeinen halbverwitterten Gebilden.

*) Im großen Bauernaufruhr (1525) ward das Kloſter Schönthal geplündert und verbrannt. Fortan blieb es unbewohnt, und wurde endlich 1536 ganz eingezogen. (S. d. Aufſ. die Verfaſſung der Landgrafſchaft Sißgau, von Dr. L. A. Burckhardt, Beiträge zur vaterländiſchen Geſchichte, herausgegeben von der *hiſtoriſchen Geſellſchaft zu* Baſel. 2r Band.)

„Sonderbar", ſagte Walter, als Heinrich geendet hatte, ſonderbar, daß, wie ſehr auch unſere moderne Blaſirtheit, oder wie ſoll ich's nennen, ſich dagegen ſträuben mag, gleichwohl die Phantaſie für ſolche Ueberlieferungen aus alter Zeit ſich immer empfänglich erweiſt, daß wir den Stätten, an welchen ähnliche Sagen haften, doppelt unſer Intereſſe zuzuwenden geneigt ſind. Wohl dürfte man ſie, dieſe Sagen, mit dem Epheu vergleichen, das von dem Grundſtein emporrankend, das zerbröckelnde Gemäuer zuſammenhält, und mit lieblichem, ſtets friſchem Grüne die zunehmende Zerſtörung ſchonend überkleidet. — Was jedoch deinen Adelbert betrifft, ſo geſtehe ich, daß das träumeriſche, ſentimentale Weſen, welches er zur Schau trägt, mir als ein Anachronismus erſcheint, den du wohl ſchwerlich wirſt rechtfertigen können."

„Du irrſt," ſo ſchloß Heinrich; nicht, wie du wohl glauben möchteſt, aus krankhafter Schwäche ging dieſe Stimmung hervor; moderne Sentimentalität blieb ihr fremd. Die damalige Zeit, eine vielfach bewegte, war eine Frühlings- und Jugendzeit der Völker; aus den Trümmern der alten Welt erſtand eine neue, voll Verirrungen zwar, aber auch voll hoher Gedanken, die zur freudigen That reiften. In dem empfänglichen Boden lag ein Keim für die Zukunft; er wuchs allmählig zu jenem Wunderbaume empor, der ſeinen ſtolzen herrlichen Wipfel der Sonne entgegen trug, während in den Aeſten und Zweigen es gar ſeltſam rauſchte, buntbefiederte Vögel ihre Lieder ſangen, und das wunderliche

Volk der Gnomen und Elfen im Schatten ſein geheimnißvolles Weſen trieb. Doch was bedarf's des Weitern? Iſt nicht jeder wiederkehrende Frühling ein Ringen der Natur nach Entfaltung? und der Menſch in ſeiner Jugend — gleichviel, welchem Zeitalter er angehöre, und der Frühling — ſie bleiben unwandelbar, heute wie geſtern, — ein Stürmen und ein Leiden, oft bei heiterm Himmel, und beides beruht auf denſelben ewigen Geſetzen.

Laß uns gehen.

Miscellen

zur

Basler Geschichte.

Haus-Urkunde vom Jahr 1356.

(Mitgetheilt von K. Burkorf.)

Unter mehreren alten Urkunden des XIV. und XV. Jahrhunderts, welche sich im Besitze des Herrn Krauer-Treu, Müller, befinden, erscheint eine, die unter dem Datum „des nächsten Montags vor St. Matthias," also im Februar des Jahres 1356 abgefaßt ist, demnach den Schreckenstag des großen Basler Erdbebens d. h. den Lukastag des Oktobers überlebt und sich bis auf diesen Tag unversehrt frisch erhalten hat. Da bekanntlich das Loos der Verwüstung und Vernichtung selbst die Mehrzahl der in Erz und Stein gegrabenen Denkmäler unserer Vorzeit erfaßt hat, so ereilte das Verderben um so unabwendbarer alles, das die Väter viel vertilgbarerem Stoffe anvertraut hatten. Bei dieser Seltenheit von Gegenständen, die das große Erdbeben überdauert haben, kömmt jedem Ueberreste der von den Sitten, Handlungsweisen, überhaupt von dem Leben unserer Altvorderen und dem Zustande ihrer Stadt Zeugniß ablegt, eine um so verdientere Bedeutung zu; weshalb wir denn, Dank dem willigen Zuvorkommen des Herrn Urkundenbesitzers, unsern Mit-

bürgern keinen unlieben Dienſt zu erweiſen gedenken, wenn wir die Pergament-Urkunde wie folgt vor ihre Anſchauung bringen:

Ich Hug von Senheim Schultheisse zer minren Basel an mines Herrn stat Hrn. cuonratz von Berenvels eins Ritters tuon kunt allen den die disen brief ansehent oder hoerent lesen das fuer mich kament in gerichteswis fro Angnesa Holderin johans wishars seligen des muellers eins burgers von der minren Basel tochter ze einem teil und ludewig der mueller von sant Claren an der erwirdigen geistlichen froewen der Eptischin und des conventes von sant Claren ordens des closters zer minren Basel an derselben siner froewen stat zem andern teil und swuor do die vorgenante fro angness vor mir einen gestabeten eit zen heiligen mit uf erhabenen hant und mit gelerten worten das si noch ir erben die hofstat noch die müli ob eine daruffe gebuwen wurdt oder was dar uffe gebuwen wirt die gelegen ist der stat zer minren Basel zwischent dem tiche und lieprantz hosftat gegen heinrich Bruggers müli über mit (?) Brattelers Segen niemer sol angesprochen noch vorderunge noch ansprache gewünnen an derselben hofstat weder mit geistlichem noch mit weltlichem gerichte noch mit keinen dingen ane alle geverde und bindet öch darzuo ir erben ane alle widerrede und ane alle geverde Dirre dinge sint gezuege und warent hie

bi Johans von Senheim Heinrich Mas Johans Schaler wernher Hirte (?) cuontzeman Brant Dietzscheman von Senhein der amman zer minren Basel und ander erber lüte genueg und ze einem steten waren urkunde dirre dinge so han ich Hug von Senhein der vorgenante Schultheisse min ingesigel gehencket an disen gegenwertigen brief der gegeben wart zer minren Basel des jares do man zalte von Gottes gebuerte drüzehenhundert sechs und fünfzig jar an dem nechsten mentage vor St. Mathis tage des zwölfbotten.

Eine andere, aber wohl gleichzeitige Hand als diejenige der Urkunde selber hat als Aufschrift derselben hingesetzt: von ein mullin hie dissent rins wart uf geben, wodurch die Entlastung aller auf genanntem Werke (einem Lehen des Klarakloſters) haftenden Forderungen und Ansprüchen ausgedrückt ist. Von einer Mühle, Säge, Stampfe (Oeltrotte) und Schleife, die da am Teich nächst dem Rhein lagen, wo sie zum Theil heute noch im Gange zu sehen sind, sowie auch von einem gesseli (Durchgangsgäßchen) an den Rhein kommt in den obgenannten Urkunden späterer Zeit z. B. der nächstfolgenden vom Jahr 1370 Vieles vor, was uns beweist, daß diese Gewerke zu den ältesten unserer Stadt gehören.

Der Bannritt der Kleinbasler im XV. Jahrhundert.*)

(Von Dr. D. A. Fechter.)

Es ist eine uralte, schon in den ersten Zeiten des römischen Alterthums vorkommende Sitte, daß an einem bestimmten Tage des Frühjahrs, wenn die Felder und Bäume sich mit jungem Grün bekleiden und den Landmann mit Hoffnung zugleich und mit Sorgen erfüllen, die Gemeindeglieder, die Priester an der Spitze, mit dem bekränzten Opferthiere um ihre Marken zogen, die Götter um den Segen für ihre Aecker und Fluren anflehten, durch ein Sühnopfer den Zorn derselben von sich abzuwenden suchten und namentlich auch zum Kriegsgotte flehten, daß er ihre Marken beschützen möchte.**)

*) Der Stoff zu dieser Beschreibung befindet sich zerstreut in einer pergamentenen, größtentheils lateinischen Handschrift, betitelt: „Fromme Stiftungen des Gotteshauses St. Theodor und Klosters Klingenthal."

**) Mars ist in dieser Beziehung wohl nicht als Kriegsgott, sondern in einer viel höhern und allgemeinern Bedeutung als Herr der Natur und Quelle alles Segens zu verstehen. So wurde er in den Liedern der Salier gepriesen und bei dem Feste der Ambarvalien angebetet; so flehte ihn auch der römische Hausvater an, wenn er das Feld aussegnete. Cato hat uns das hiebei übliche Gebet in seinem Buche vom Landbau (Cap. 141) erhalten, das also lautete: „Vater Mars, ich bitte dich und flehe dich an, daß du wohlwollend und gnädig sein mögest mir, unserm Haus und unserer Hausgenossenschaft. Darum habe ich um mein Feld, Land und Grundstück das Opfer herumtragen lassen, auf daß du alle gesehenen und ungesehenen Krankheiten, Noth,

Ein Festmahl beschloß die ganze Feierlichkeit. Sei es nun, daß diese Sitte aus dem römischen Leben auf die Völker deutschen Stammes überging, oder daß sie sich auf deutschem Boden aus dem in jeder Menschenbrust, und namentlich im Herzen des Landmannes tief wurzelnden religiösen Gefühle, daß der Felder Segen nur von höherer Hand gespendet wird, sich neu erzeugte — wir treffen sie das ganze Mittelalter hindurch auf deutschem Boden an, nur mit dem Unterschiede, daß die Feierlichkeit an dem einen Orte mehr das Gepräge der religiösen Demuth, an einem anderen mehr einen ritterlichen Anstrich hat, indem der Bürger, wenn er gewappnet mit Schild und Harnisch um die Marken seiner Vaterstadt ritt, gleichsam sagen wollte, daß auch er an seinem Theile das Seinige beizutragen gesonnen sei, den Schaden vom Weichbilde zu wehren.

In unserm mittelalterlichen Basel hat die Festlichkeit des Bannrittes mehr jenen ersten Charakter, den Charakter des religiösen Ernstes; zeigt ja doch schon die große Zahl von

---

Verwüstung, Unglück und Unwetter verhinderst, abhaltest und abwendest, und auf daß du Früchte, Getreide, Reben und Gesträuche groß werden und gedeihen lassest, Hirten und Heerden gesund erhaltest, und Gesundheit und Wohlergehen verleihest mir, unserm Haus und unserer Hausgenossenschaft. Dieserwegen um mein Grundstück, Land, Feld auszusegnen und um die Aussegnung vorzunehmen, wie ich gesagt habe, laß dir, Vater Mars, dieses dargebrachte Opfer wohlgefällig sein." — Vergl. K. Zell: Ueber die Volkslieder der alten Römer, in den Ferienschriften II. S. 107 ff. *W. Corssen*: Origines poesis Romanæ p. 28 sqq. Des Herausgebers Abhandlung: Ueber die älteste Poesie der Römer, in den Verhandlungen der 10. Versammlung deutscher Philologen Seite 109 Anm. 14. (Anmerkung des Herausgebers.)

Klöstern, die noch größere von geistlichen Congregationen und Vereinen, daß damals der Sinn unserer Väter nach dieser Seite sich hinneigte. Der ursprüngliche Tag, an welchem bei uns der Bannritt abgehalten wurde, war der Tag der Kreuzerfindung (3. Mai), oder auch der Philipp- u. Jakobstag (1. Mai); nur dann wurde er auf den Auffahrtstag verschoben, wenn an jenen Tagen ungünstige Witterung ihn zu halten verhinderte. So wenigstens hielten es im Mittelalter unsre Kleinbasler.

Schon des Morgens früh um 6 Uhr verkündeten an diesem Tage vom Theodorsthurme herab die beiden größeren Glocken den Beginn des Festes; das gläubige Volk strömte in die Kirche, um vorerst die Messe zu hören. Sobald diese beendigt war, wurden die Anstalten zur Prozession gemacht. Der eine Priester enthob das Allerheiligste mit seinem Gefäße dem Altare, verschloß es in einem Behälter, und befestigte denselben mit einem Riemen an die Stola und um den Hals; ein anderer öffnete den Schrein, in welchem der alte Arm des heiligen Theodorus oder Theodulus lag, und zeigte ihn emporhaltend der andächtigen Menge. Sofort setzte sich, die Priester mit diesen Heiligthümern und die Schaar der Schüler mit Kreuz und Fahne an der Spitze, unter dem beständigen Geläute der Glocken und unter Absingung geistlicher Gesänge („Sub Tuam protectionem") die Prozession gegen das niedere Basel in Bewegung, die Rheingasse hinunter, bei der Kapelle des heiligen Nikolaus vorbei, die Burgergasse*)

*) Die jetzige Greifengasse.

lauf gegen das niedere Thor oder das Thor der hei-
gen Anna,*) ſo genannt, weil außerhalb deſſelben die
pelle der heiligen Anna ſtand. So weit gieng Alles zu Fuß.

Unterdeſſen hatten, einem alten Verkommniſſe gemäß, die
echte der beiden Frauenklöſter zu St. Klara und im Klin-
thal geſattelte Pferde an das Thor gebracht. Der Prie-
r mit dem Allerheiligſten beſtieg das eine, der Kaplan mit
n Arme des heil. Theodorus das andere; beide ritten, be-
itet von Kirchendienern und berittenen Bürgern, die Straße
unter bis nach Kleinhüningen, und von da längs der Gränze
s Bannes, um durch das obere Thor oder das Thor
s heiligen Kreuzes, das ſeinen Namen von der inner-
lb deſſelben ſtehenden Kapelle des heil. Kreuzes hatte, in
Stadt zurückzukehren.

Während die Prieſter mit den Heiligthümern um die
arken der Stadt ritten, und das Weichbild dem Schutze
ottes und dem Schirme des Schutzpatrons empfahlen, be-
gte ſich die Prozeſſion der Fußgänger, die ſingenden Schüler
t ihrem Schulmeiſter und Proviſor voran, in einem engern
eiſe um die Stadt herum, entlang den näher gelegenen Reb-
länden und Gärten, unter beſtändigem Gebete für den Se-
n der Felder. Am Thore des heiligen Kreuzes angelangt,
gann der die Prozeſſion begleitende Prieſter in der dortigen
pelle eine Meſſe, und unter Abſingung des „Regina cœli“
gab ſich die ganze Prozeſſion entweder in die St. Theodors-

*) Das Bläſithor.

Kirche an den Altar des heiligen Kreuzes oder in die Kapelle des heil. Nikolaus bei der Rheinbrücke, *) wo unterdessen eine Predigt für diejenigen gehalten worden war, welche an der Prozession um die Stadt nicht Theil nehmen konnten.

Den Schluß der ganzen Feierlichkeit bildete der Empfang des Allerheiligsten und der Reliquien bei ihrem Eintritt in die Stadt durch das Thor des heil. Kreuzes. Der Zug der Schüler nämlich, der sich unterdessen wieder in die Schule begeben hatte, setzte von da aus, wie man hörte, daß das Allerheiligste mit seiner berittenen Begleitung der Stadt sich nähere, mit Kreuz und Fahne in Bewegung ihm entgegen, und bei der Ankunft desselben auf die Kniee sich werfend, hoben sie den Gesang „Hoc signum crucis“ und „Regina cœli“ an, und begleiteten unter dem Glockengeläute die Priester mit ihren Heiligthümern in die Kirche zurück. — Des Mittags vereinigte sich die berittene Begleitung des Allerheiligsten bei einem gemeinschaftlichen Mahle, dessen Kosten dem zum Kirchenbau bestimmten Fonds (der fabrica) enthoben wurde.

Aeußere Verhältnisse veranlaßten in der Art und Weise der Abhaltung dieses Festes etwa einmal Abweichungen, wie dieß namentlich bei Kriegsläuften der Fall war. So wagte sich z. B. im Jahr 1499 die Prozession nicht zum Thore hinaus, selbst die Priester hielten es für rathsamer, mit dem Allerheiligsten innerhalb der Mauern zu bleiben; man besuchte dafür St. Klara, Klingenthal und St. Nikolaus.

*) Die alte Reitschule.

Die Cholera in der Umgegend von Basel im Jahr 1474.

(Von K. Burkorf und W. Th. Streuber.)

Johann Knebel, ein Kaplan oder Schreiber des Bischofs Johannes von Venningen von Basel (1458—1478), meldet in seinen handschriftlichen Collektaneen über die Begebenheiten seiner Zeit unter den Naturereignissen des Jahrs 1474 von einer pestartigen Krankheit und ihrem Entstehen was folgt:

„Zu dieser Zeit war eine große Pestilenz im Elsaß ringsum, so daß die Menschen fast eines plötzlichen Todes starben. Und das kam daher, weil es in den vorhergehenden zwei Jahren sehr heiße Witterung gewesen, so daß die Colera in den Leuten erzeugt wurde. Auch war im letzten Herbste ein außerordentlich feuriger und starker Wein gewachsen. Von dem tranken die Leute und wurden also von der Colera entzündet, daß wer von ihr ergriffen war in einem Tage dahin starb."

Dieß ist die deutsche Uebersetzung des nachlässig gehaltenen lateinischen Textes. Knebel schreibt beide Mal Colera.

Es fragt ſich nun, was wir unter der mit dieſem Namen bezeichneten Krankheit zu verſtehen haben.

Offenbar hat das Merkmal des plötzlichen Dahinſterbens Vieles gemein mit der aſiatiſchen Brechruhr, die auch im Herbſte 1849 im Elſaß herrſchte. Nicht ungegründet dürfte auch ſein, was der biſchöfliche Kaplan von der Entſtehungsart der Krankheit meldet. Was aber dieſe ſelbſt betrifft, ſo wiſſen wir, daß ſchon die alten Griechen und Römer eine Krankheit mit dem Namen Cholera bezeichneten, welche mit der aſiatiſchen Brechruhr manche Aehnlichkeit hat. Die Hauptſtellen hierüber ſind folgende:

Der berühmte Arzt und mediciniſche Schriftſteller Aulus Cornelius Celſus, der unter Auguſtus und Tiberius lebte, ſchreibt in ſeinem mediciniſchen Werke (Buch IV, Cap. 11): „Zuerſt müſſen wir der Cholera erwähnen, weil dieſe als ein allgemeines Uebel des Magens und der Gedärme anzuſehen iſt. Denn hier findet ſich ſowohl Ausleerung durch den Stuhl als Brechen zugleich, überdieß Aufblähung und Grimmen der Gedärme; es geht oben und unten Galle weg, zuerſt wie reines Waſſer, nachher wie Waſſer, in welchem friſches Fleiſch abgewaſchen worden, bisweilen weiß, bisweilen ſchwarz, bisweilen vielfach gefärbt. Daher haben die Griechen dieſe Krankheit *Χολέρα* (Cholera) genannt. Auch werden außerdem noch, was oben angeführt worden, die Schenkel und Beine zuſammengezogen, der Durſt iſt unerträglich, es finden Ohnmachten ſtatt, und es iſt kein Wunder, daß, wofern dieſe Zufälle

zusammentreffen, der Tod erfolgen muß. Doch kann man bei keiner Krankheit schneller helfen." — Celsus führt hierauf eine Menge Mittel an, die anzuwenden seien, z. B. laues Wasser zu trinken, damit Brechen erfolge, Umschläge auf den Leib zu machen ꝛc. ꝛc.

Auch der ältere, erstaunlich gelehrte und vielwissende Caius Plinius Secundus, welcher in Folge seiner Wißbegierde bei dem Ausbruch des Vesuv, durch den Herculaneum und Pompeii verschüttet wurden, im Jahr 79 nach Chr. ums Leben kam, erwähnt der Cholera. Er spricht in seiner Naturgeschichte (Buch 31, Cap. 6, §. 66) von den verschiedenen Wirkungen des gewärmten Meerwassers und sagt unter anderm: „das gewärmte Meerwasser, in Klystiere gebracht, besänftigt auch das Grimmen im Leibe und die Cholera. Denn wenn man mit Meerwasser erwärmt ist, wird man nicht leicht wieder kalt." Plinius geht in der Empfehlung seines Heilmittels sogar so weit, daß er für diejenigen, die nicht am Meere wohnen, ein Recept angibt, wie sie sich mit Salz ein dem Meerwasser ähnliches Wasser zubereiten können.

Da wir nicht Mediciner sind, können wir nicht beurtheilen, inwiefern die Charakteristik der Krankheit bei Celsus auch auf die asiatische Brechruhr paßt und in wiefern überhaupt die Ableitung des Namens von Galle (χολή) richtig ist. Für uns genügt es, die Thatsache anzuerkennen, daß schon die Alten eine der asiatischen Brechruhr ähnliche Krankheit

kannten.*) Hieraus geht denn auch hervor, daß, wenn ein Chroniſt des 15ten Jahrhunderts von der Cholera ſpricht, er unter dieſem Namen keine andere Krankheit verſtanden haben kann, als diejenige, welche ſchon die Griechen und Römer beſchrieben haben.

In Beziehung auf die von Knebel erwähnte heiße Witterung, welche in den beiden Jahren vor 1474 geherrſcht und die Krankheit veranlaßt haben ſoll, berichtet Wurſtiſen Folgendes:

„Es erfolgete im drey und ſiebenzigſten Jahr ein dürrer Sommer, daß die Bäum im Hornung ſchon blüheten, und alle Erdgewächs gleich dem Mayen grüneten. Den 20. Junii kame in der Revier um Baſel ein Regen, und darnach in neun Wochen keiner mehr, daß die Waſſer abgiengen und viel Brunnen verſiegeten. Zu Pfingſten hatte man zeitige Erdbeer, Kirſchen und einswegs auch das Frühobſt, ausgehendes Brachmonats zeitige Trauben. Die Ernd gieng an vor Johannis, und der Herbſt vor Bartholomäi. Wiewol auch Dürre halben wenig Korns gewachſen, ward es doch gut und ziemlich wohlfeil, daß ein Viertzel zehn Plappart galt. Der Wein wuchs an vielen Orten ſehr ſtark, und galt ein Saum Breißgauer ſieben Plappart. Des Baſel-Weins, ſo etwas ungeſchmackt, achtete man nichts. Andere Erdfrüchte, ſo vor übri-

*) Man erſieht aus Plinius, daß die Alten auch ſchon die Betäubung bei chirurgiſchen Operationen anwandten, von der man glaubte, daß ſie erſt in unſerer *Zeit nach* Erfindung des Schwefeläthers und des Chloroform aufgekommen ſei.

ger Hitze nicht fortkommen mögen, wurden ſehr theuer, ein Kabiskopf, ein Kalbskopf und ein Saum Wein galten einen Plappart, Rüben einen Vierer. Summa: es war ſolche Hitz geweſen, daß an etlichen Enden die Wälder vom Himmel angezündet, gebrunnen haben. Im October blüheten die Bäume wiederum, wie im Frühling, daß die Birren und Aepfel einer Nuß groß und die Kirſchen bis Martini wiederum zeitig wurden."

Inhalt.

Seite.

Vorwort III

Der Bilderſturm in der Schweiz und in Baſel insbeſondere. Von Prof. Friedrich Fiſcher . . 1

Erasmus von Rotterdam zu Baſel. Von Dr. Wilh. Theod. Streuber 45

Blicke in das Privatleben Dr. Felix Platers. Von Karl Buxtorf 81

Die Stiftung des Kloſters Schönthal. Eine Sage. Von J. S. 107

Miscellen zur Basler Geſchichte:

Haus-Urkunde vom Jahr 1356. Mitgetheilt von K. Buxtorf 137

Der Bannritt der Kleinbasler im XV. Jahrhundert. Von Dr. D. A. Fechter . . . 140

Die Cholera in der Umgegend von Baſel im Jahr 1474. Von K. Buxtorf und Wilh. Theod. Streuber 145

Stanford University Libraries
3 6105 014 721 455
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.
DQ
381
B33
V.1
1850